# Einige
von den
# gangbarsten Sprichwörtern,
näher erläutert
und
# zu Predigten und Katechisationen
anwendbar gemacht
von
Michael Kajetan Hermann,
Pfarrer zu Oehlau.

Als
Anhang zu seinen Predigten.

Zweites Bändchen.

Prag,
bei Caspar Widtmann, 1805.

# Sprichwörter der zweiten Klasse,

die zwar von einer Seite wahr und gut sind, von der andern aber gemißbrauchet werden können.

## I.

### Einem geschenkten Gaul
### Schaut man nicht ins Maul.

Recht schön und gut ist dieses Sprichwort, wenn man damit sagen will, man solle ein empfangenes Geschenk nicht kritisiren und tadeln, sondern es dankbar annehmen, wenn es gleich nicht so groß und gut ist, als wir es wünschen.

Gegen diese Wahrheit versündigen sich viele. Es giebt stolze, habsüchtige und unersättliche Leute, die mit keinem Geschenk zufrieden sind: bald ist es ihnen zu klein; bald zu schlecht; bald haben sie dieß, bald jenes an selbem auszustellen. Die Zahl dieser undankbaren Empfänger ist, leider, nur allzugroß! Dieses Undankes machen sich nicht nur rohe und ungebildete, sondern auch solche Menschen schuldig, die

eine bessere Erziehung genossen haben, und denen man ein feineres Gefühl zutrauet. Daß der rohe Bettler, der das Betteln gehen von Jugend auf professionsmäßig trieb, und dabei ungebildet und arm am Geist blieb, grob genug ist, und das Stück Brod verächtlich zurückgiebt, und Geld fodert, weil er am Abende in der Schenke besser leben will, als mancher, der den Tag hindurch im Schweiß seines Angesichts sein Brod erwirbt, ist zwar undankbar und sträflich; aber doch noch immer verzeihlicher, als wenn Leute, die eine gute Erziehung genossen, oder wenigstens damit groß thun, die Wohlthaten, die man ihnen hie nnd da erzeigt, tadeln, und den gutherzigen Geber durch die Hechel ziehen.

Es giebt gewisse Leute, die, so kitzlich sie auch sonst im Punkte der Ehre sind, sich doch bis zur Rolle des Schmarotzers herabwürdigen, und sich bald hie, bald da ungeladen bei Tische einfinden. So gern man dieß manchen aus ihnen, deren Revenüen man kennt, noch verzeihet, so ist es aber doch unverzeihlicher Undank, wenn diese Herren dann, wenn sie an einer Tafel gesättiget sind, in andere Häuser gehen, und da das genossene Mahl kritisiren und tadeln. Bald waren der Speisen zu wenig; bald waren selbe nicht gut genug für ihren Gaum zubereitet; bald beklagen sie sich, daß ihnen gar kein Wein vorgesetzet wurde; bald daß der vorgesetzte von einer schlechten Sorte war u. dgl. Auch geistliche Herren machen oft sich dieses Undanks schuldig. Eine arme Bäuerin

rin bringt der Frau Amtmännin eine Gans: weil ihr aber selbe nicht fett genug ist, muß sich die Arme noch eine Gnade daraus machen, daß die Gans nur angenommen wird, obschon selbe keine schuldige Abgabe war, sondern nur ein Präservativ gegen die Despotie des gestrengen Herrn Gemahls seyn sollte.

Alle diese und ähnliche undankbare Empfänger sollten an das Sprichwort denken: Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Sie sollten es bedenken, daß das Geschenk, wenn es auch in ihren Augen noch so klein und unbedeutend ist, doch immer ein Geschenk bleibe, das ihnen der Geber nicht schuldig war. Sie sollten es bedenken, daß der, der es gab, vielleicht Mehrere hat, unter die er Geschenke vertheilet; daß er folglich nicht so viel geben kann, als jeder wünscht, weil er dabei am Ende selbst mit den Seinigen würde darben müssen. Sie sollten es bedenken, daß man bei einem Geschenke nicht so wohl auf den Werth desselben, als vielmehr auf das Herz sehen soll, mit dem es gegeben wird. Vielleicht that es dem wehe, der dir uur ein kleines Geschenk abreichte, daß er dir kein größeres geben konnte.

Wenn man sieht, daß du auch geringe Geschenke mit ungeheucheltem Dank annimmst, so wird man um so lieber mehrere geben; wenn du aber offenbare Verachtung gegen geringere Geschenke zeigest, was gewinnst du dadurch? Willst du dem Geber vielleicht größere abtrotzen? Du wirst es mit deinem Undank

da=

dahin bringen, daß man dir auch geringere versagen wird; man wird nach dem Sprichwort handeln: Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Größern nicht werth.

Noch größer ist die Zahl deren, die sich dieses Undanks gegen Gott schuldig machen.

Wie viele Menschen giebt es nicht, die fast immer mit der Vorsehung hadern, daß sie ihnen nicht gerade das, und gerade so viel giebt, als sich ihr Eigensinn, oder ihre unersättliche Habsucht wünscht? Sie gleichen unartigen Kindern, die den Ältern das Geschenk vor die Füße hinwerfen, weil ihnen die Ältern nicht gerade das, was sie wollen, oder nicht so viel, als sie wollen, geben. Solche Menschen vergessen es, daß alles, was wir von Gott erhalten, unverdientes Geschenk sey; daß er uns nichts zu geben schuldig ist; denn wer von uns hat wohl Gott zuvor etwas gegeben, wodurch er nun ein Recht erworben hätte, von ihm zu fodern, was und wie viel er ihm wieder geben soll? Röm. 11, 35. Bringen wir über dieß erst gar unsere Sünden mit in Anschlag; bedenken wir es, daß wir vielmehr Strafen als Geschenke von der Hand Gottes verdienet hätten, dann werden wir bald von dem Gefühl unsrer Unwürdigkeit durchdrungen werden, und es mit Jakob gestehen: „Ich bin so großer, mir, deinem Knechte, erwiesenen Güte und Treue unwerth." 1. B. Mos. 32, 10. Möchten wir es doch bei jedem Geschenke, das uns der Himmel giebt, nie vergessen,

daß Gott am besten weiß, was und wie viel er jedem geben soll. Er weiß Zepter und Bettelstäbe am besten zu vertheilen; er kennt uns besser, als wir uns selbst; er weiß am besten, was und wie viel uns frommt; darum sollen wir jedes Geschenk von seiner Hand dankbar annehmen, wenn es uns gleich noch so gering und unbedeutend scheint; wir sollen das Empfangene nie mißvergnügt kritisiren und tadeln, sondern es immer bedenken, daß wir auch das nicht verdient haben.

Wenn man nun das mit dem angeführten Sprichwort sagen will, dann enthält es einen wahren und nützlichen Sinn.

Aber viele bedienen sich dieses Spichwortes zum Deckmantel ihrer Klugheit.

Wenn es auf die Unterstützung ihrer dürftigen Mitmenschen ankommt, fällt ihre Gabe so klein und schlecht aus, als ob sie selbst in die Klasse der Armen und Hülfsbedürftigen gehörten, obschon sie vielleicht volle Geldsäcke und Getreidböden haben. Sie reichen dem Armen oft ein Almosen dar, das beinahe ganz ungenießbar oder unbrauchbar ist, und denken doch dabei, wer weiß wie viel sie gethan haben; denn sie denken oder sagen: „Ich bin dem Armen gar nichts schuldig; er kann damit zufrieden seyn, daß er von mir nur Etwas bekömmt, wenn es gleich in sich nicht so groß ist, als er es wünscht, genug, daß ich ihn nicht gar, wie andere, mit einem kaltblütigen Helf euch Gott fortschicke.

Hier

Hier soll als ein Beispiel eines so filzigen Gebers folgendes Gedicht von dem unsterblichen Gellert stehen.

## Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreu'n.
Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seine Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brod.

Zu dieser Copie finden sich leider noch immer Originale genug. Ich möchte doch einen jeden von diesen kargen Gebern fragen: ob es denn so ganz wahr sey, daß sie ihren armen und dürftigen Mitmenschen nichts zu geben schuldig sind. Vielleicht

wol-

wollen sie das aus dem Grunde behaupten, weil kein Armer sie vor Gericht belangen darf, und sie nicht zwingen kann, daß sie ihm geben müssen. Aber fodert es denn nicht der Weltenrichter, daß ihr euere dürftigen Brüder unterstützen sollet? Wozu hat euch denn Gott Überfluß gegeben? doch wohl nicht dazu, daß ihr selben vergrabet oder damit schwelget, oder euern Lastern um so bequemer fröhnet? Seyd ihr nicht Haushälter Gottes? Sollet ihr die anvertrauten Güter nicht nach dem Willen euers Herrn im Himmel verwenden? Und ist es nicht sein Wille, daß ihr eueren ärmern Brüdern, seinen Kindern, von euerem Überflusse mittheilet? Hat er nicht den Armen das Empfehlungsschreiben an euch mitgegeben: „Was ihr dem Mindesten aus ihnen thut, das thut ihr mir?" Wenn nun Jesus, dem ihr so viel zu verdanken habt, persönlich zu euch käme, und euch um Hülfe und Unterstützung in seinen Bedürfnissen anflehte: würdet ihr ihn mit einer kargen Gabe von euch weisen? Würdet ihr ihm auch beinahe das Schlechteste von dem, was ihr habt, mittheilen? Wie weit müßte es mit euch gekommen seyn, wenn ihr so lieblos gegen ihn handeln könntet? Und sehet, der Arme, der euch um eine Unterstützung in seiner Armuth anflehet, kommt im Namen Jesu zu euch; in ihm erfreuet oder betrübet ihr Jesum selbst — die karge oder reichliche Gabe, die ihr dem Armen gebt, gebet ihr Jesu selbst! Welche Auffoderung für euch, daß ihr um so reichlicher gebet, je mehr ihr von der

Hand des Herrn empfangen habt! Das, was einst der Menschenfreund Tobias seinem Sohne sagte, sey auch einem jeden von euch gesagt: „Gieb Almosen von deinem Vermögen, und wende dein Angesicht von keinem ab, so wird auch das Angesicht des Herrn von dir nicht abgewendet werden. Übe die Wohlthätigkeit aus, wie du kannst; hast du viel, so gieb reichlich; hast du wenig, so gieb auch das Wenige gern. Damit sammelst du dir einen guten Lohn für die Zeit der Noth, weil Almosen vom (ewigen) Tod rettet, und die Seele nicht in die Finsterniß kommen läßt. Tob. 4, 7. — 12. Wer Almosen giebt, giebt gleichsam sein Vermögen zum Darlehen, und wird es in der andern Welt mit hundertfachen Zinsen wieder bekommen. Kann ein Kapital vortheilhafter angelegt werden, als das, was wir in den Schooß der Armen niederlegen? So lasset uns nun reichlich säen, damit wir reichlich erndten.

## II.

## Der Sache Feind, der Menschen Freund.

Dieses ist ein vortreffliches Sprichwort, in so lange es bei Bestrafung der Laster gebraucht wird. Eine blin-

blinde Liebe und Anhänglichkeit an gewisse Personen macht, daß man ihre Untugenden und Laster gleichsam selbst mit liebt, und selbe auch da, wo es Pflicht wäre, zu bestrafen unterläßt.

Dieser Fall trifft sehr oft bei Ältern ein, die mit einer unordentlichen Liebe an ihren Kindern hangen. Das liebe Schooßkind verräth manche Tugend, es begeht Handlungen, die wirklich ein böses Herz zur Quelle haben; aber den überzärtlichen Ältern thut das Herz wehe, daß sie ihrem Liebling wehe thun sollten. Sie erkennen es freilich, daß es Älternpflicht sey, die Tugenden und Laster der Kinder gleich im Keime zu ersticken, und da, wo Worte und Vorstellungen nicht fruchten, auch Strafe anzuwenden; allein sie suchen sich da durch verschiedene Ausflüchte von dieser großen Älternpflicht loszuzählen; sehen dem geliebten Kind alles durch die Finger, lassen es zum Laster immer mehr heranreifen, und handeln aus blinder Liebe grausam gegen ihr Kind. Diese Ältern sollten sich das Sprichwort: der Sache Feind, der Menschen Freund, recht tief in ihr Älternherz schreiben. Sie sollten es ernstlich überdenken, daß sie, wenn sie weise handeln wollen, zwar ihr Kind, aber mit selbem nicht auch dessen Untugenden und Laster lieben sollen; sie sollten es bedenken, daß sie eben dann ihr Kind am vernünftigsten lieben, wenn sie dessen Untugenden und Laster, die zum Vorschein kommen, hassen, und selbe auszurotten sich bemühen.

Eben dieses Sprichwort sollte an jedem Richterstuhl geschrieben stehen, damit der Richter um so mehr vor blinder Partheilichkeit bei Bestrafung der Verbrechen gewarnet würde.

Es giebt Fälle, wo der Richter gegen den Schuldigen eine gewisse Liebe hägt, die ihn dahin verleitet, daß er geflissentlich das Verbrechen des Schuldigen bemäntelt, dem Gesetze eine schiefe Deutung giebt, die den Schuldigen auf Kosten des Gesetzes und des gemeinen Wohls entweder ganz losspricht, oder doch für weit minder sträflich erklärt, als er wirklich ist.

Andere sind wieder allzu weichherzig, und lassen auch bei offenbaren Verbrechen Gnade statt Recht ergehen, und vergessen es, daß Gnade selbst zur Verbrecherin wird, wenn sie Verbrechen ohne Unterschied verzeiht. Ein Richter soll der Sache Feind, und der Menschen Freund seyn; auch im Bösewicht soll ihm zwar die Menschheit verehrungswürdig bleiben; aber dessen Verbrechen soll er um des allgemeinen Besten willen nicht ungeahndet lassen.

Recht christlich ist der Sinn dieses Sprichwortes, wenn man damit so viel sagen will: Wir sollen die Sünden und Untugenden unsrer Mitmenschen, aber nicht ihre Person hassen und verabscheuen.

So war Jesus, der erhabene Sünderfreund, gesinnet; so hat er gegen Gefallene und Verirrte gehandelt. So verabscheute er zwar die Ungerechtigkeiten der Zöllner und anderer öffentlicher Sünder; aber dabei gieng er, um sie zu gewinnen, liebreich mit

ihnen

ihnen um, erschien bei ihrem Tische, und zeigte Mitleid, aber nie Verachtung gegen die Gefallenen und Verirrten. Selbst seinen treulosen Jünger Iskarioth nannte er noch bei dem verrätherischen Signal, mit dem er ihn den Häschern überlieferte, seinen Freund, und verabscheute nur dessen Verbrechen, aber nicht den Verbrecher. So war Jesus nur der Sache Feind, aber der Menschen Freund. Obschon er die Heiligkeit selbst war, und jede Sünde verabscheute, so zeigte er doch nie Verachtung gegen den Sünder selbst. Wie weit sind so viele, die seine Jünger seyn wollen, von diesem göttlichen Sünderfreund entfernt! Wie unchristlich ist es nicht, wenn Menschen, die doch selbst Sünder sind, ihrem gefallenen Mitmenschen mit offenbarer Verachtung begegnen, und mit stolzer Pharisäermiene bei ihm vorübergehen, mit der sie sagen wollen: Ich danke dir, o Gott, daß ich nicht bin, wie dieser öffentliche Sünder da. Luk. 18, 11.

Man wird den für lieblos halten, der einen in den Koth Gefallenen noch tiefer in selben hineinstößt, statt ihn heraus zu ziehen, zu säubern, und ihm mit einem freundschaftlichen Händedruck zu sagen: „Nun geh in Frieden, und gieb Acht, daß du nicht wieder fällst!“ Eben so lieblos, ja noch liebloser handelt der, der einem in Sünden Gefallenen mit Verachtung begegnet, und ihm dadurch allen Muth zur Besserung benimmt, statt daß er dem Unglücklichen durch brüderliches Mitleid und sanfte Zurechtweisung von seinem Fall aufhelfen und ihn auf bessere Wege führen sollte.

In

In so fern man nun mit dem angeführten Sprichwort den Sinn verbindet, daß wir die Untugenden, Sünden und Laster unsrer Mitmenschen verabscheuen, die aber immer dabei noch lieben sollen, die diese Untugenden, Sünden und Laster an sich haben, bleibt es ein wahres und gutes Sprichwort, welches der christlichen Sittenlehre gemäß ist.

Aber leider, führen sehr oft Prozeßsüchtige dieses Sprichwort im Munde, die ihre Streitsucht damit entschuldigen, und nichts weniger als den zweiten Theil des Sprichwortes zu erfüllen Lust haben. Sie sind oft selbst der gerechten Sache des Andern Feind, fühlen wohl, daß sie Unrecht haben und eine ungerechte Sache zu behaupten suchen; allein sie hoffen auf Schleichwegen und durch unerlaubte Mittel den Prozeß zu gewinnen, bestechen den Richter, setzen ihre Gegenparthey bei ihm herab, machen sie verhaßt, damit er gegen selbe eingenommen werde, und ihr das Recht absprechen möge. Oder sie bringen falsche Zeugen auf, die dazu erkauft oder beredet sind, daß sie ihnen zum Vortheil und der Gegenparthey zum Schaden zeugen sollen. Andere treiben zwar ihre Ungerechtigkeit nicht so weit; sie glauben wirklich eine gerechte Sache zu behaupten, erlaubten sich auch kein ungerechtes Mittel, ihre Gegenparthey sachfällig zu machen; allein sie unterhalten doch einen heimlichen Groll, und sind der Gegenparthey abgeneigt, oder zeigen ihren Groll und Abneigung wohl öffentlich, begegnen der Gegenparthey unhöflich und grob, dek-

ken

ken ihre Fehler auf, oder dichten ihr wohl gar verleumderischer Weise Fehler an: solche Leute sind doch wohl nicht nur der Sache, sondern auch der Menschen Feind. Welcher unbefangene Verstand sieht es nicht ein, daß solche Leute der Pflicht des ehrlichen Mannes zuwider handeln, und offenbar die Liebe verletzen, die sie auch dem schuldig bleiben, mit dem sie in Prozeß verwickelt sind? Als Christen sind wir ja schuldig, auch unsere Feinde wie uns selbst zu lieben; angenommen also, daß der, mit dem du im Prozeß verflochten bist, wirklich dein Feind wäre, so bist du als Christ ihm doch immer Liebe schuldig; denn der Stifter unsrer heiligen Religion sagt ja ausdrücklich: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen." Math. 5, 44. Wenn nun ein Mensch seine Gegenparthei anfeindet, wie kann der Gott gefallen? Wie kann er Segen von dem Gott der Liebe erwarten? wie ruhig an Tod und Gericht denken? Der wahre Menschenfreund, der ächte Christ weicht schon, so viel es ohne wichtigen Nachtheil geschehen kann, jedem Prozeß aus, um nicht nur sich, sondern auch seiner Gegenparthei die Unannehmlichkeiten zu ersparen, die gewöhnlich mit Prozessen verbunden sind. Und kann er ja seiner gerechten Sache nichts vergeben; muß er es wirklich auf einen Prozeß ankommen lassen: so überläßt er die Streitsache ruhig dem Urtheil des Richters, verletzt dabei die Liebe nicht, die er seinem Gegner immer als seinem Mitmenschen

schul-

schuldig bleibt; begegnet ihm freundlich und höflich; erlaubt sich keine Anzüglichkeiten gegen ihn, und versagt ihm auch seine Hülfe nicht, wenn er derselben nöthig hat; kurz! der ächte Christ ist zwar der Sache Feind, aber der Menschen Freund.

## III.

### Ehre verlohren, alles verlohren.

Wenn man durch dieses Sprichwort den hohen Werth des ehrlichen Namens anzeigen, und uns dazu anspornen will, daß wir uns bestreben sollen, unsere Unschuld und Rechtschaffenheit zu bewahren, um unsere Ehre unbefleckt zu erhalten: so ist es unstreitig eines der gemeinnützigsten und richtigsten Sprichwörter, die wir haben, dem auch der weise Salomo in seinen Sprichwörtern beistimmet, wenn er sagt: Ein guter Name ist vorzüglicher, als großer Reichthum. Sprichw. 22, 1. Es ist ein Rechtssatz: „Leben und Ehre gehen, gleichen Schritt;" (vita et fama pari passu ambulant;) ja der Mann von wahrem Ehrgefühl wird eher sein Leben, als seine Ehre, verlieren wollen. Und was ist auch ein Leben, das mit verdienter Schande gebrandmarket ist? Was soll uns den Verlust des guten

ten Namens ersetzen? Vielleicht Reichthum, Pracht, oder ein anderes hinfälliges Erdengut? Wer sich mit so etwas bei dem Verlust seines guten Namens beruhigen kann, der ist ein Niederträchtiger. Kein Erdengut wiegt den ehrlichen Namen auf; ohne ihn hat jedes für den Ehrliebenden mindern Werth; und am Ende müssen wir jedes derselben zurück lassen: der ehrliche Name aber folgt uns über das Grab. Es ist also eine Thorheit, die so oft mit vergeblichen Thränen beweinet wird, wenn man ein hinfälliges Gut, ein scheinbares Glück mit dem Verlust des ehrlichen Namens erkauft. Du handelst thöricht, der du deine Hand nach fremdem Gut ausstreckest, und dir durch Diebstahl, Betrug oder andere Schurkenstreiche Vermögen sammelst, und so deinen ehrlichen Namen mit verdienter Schande brandmarkest; du mußt schon tief herab gesunken, es muß mit deinem elenden Seelenzustand schon weit gekommen seyn, wenn du dich des Vermögens freuen kannst, das du mit dem Verlust deines ehrlichen Namens erworben hast. Dein Gewissen, wenn es nicht schon in den gefährlichsten Sündenschlaf gelullet ist, muß dir jeden Genuß des mit Schande erworbenen Vermögens vergällen.

Wie ist dir, wenn du alle Augenblicke fürchten mußt, daß man dir deinen unehrlichen Namen vorwirft? Wer wird dir gern ein Geschäft anvertrauen? Wer wird sich nicht vor einem vertrauten Umgang

mit dir hüten, um nicht den Verdacht auf sich zu laden, als ob er deines Gelichters wäre?

Du, Mädchen, handelst thöricht, wenn du um eine augenblickliche Wollust deine Jungfrauschaft, deinen ehrlichen Namen, aufopferst. Die größten Reichthümer, die schönsten körperlichen Reitze, die du besitzest, sind nicht mit deinem ehrlichen Namen zu vergleichen; mit diesem verlierest du in den Augen des Weisen deinen größten Schatz. Bedenke es, wie wehe dieser Verlust deinen guten, ehrliebenden Ältern thun muß! Frage sie, ob es ihnen nicht erträglicher gewesen wäre, wenn ihnen ein Dieb ihr ganzes Vermögen entwendet hätte, als daß dir dein Verführer deine Ehre geraubet hat? Jenes läßt sich durch Fleiß und Sparsamkeit wieder ersetzen; aber verlorene Ehre kann nie ergänzet werden. Auch angenommen, daß der, der dich entehrte, dich endlich zum Weibe nimmt: immer mußt du den Vorwurf von andern fürchten, daß du dir deinen Mann erhuret hast, und oft wird das Andenken an jenen unglücklichen Augenblick, wo du deine Ehre preisgegeben hast, Galle in dem Kelch deiner Freuden schütten.

Möchte doch in der Seele eines jeden, den die Lust anwandelt, ein vergängliches Gut mit dem Verlust seines ehrlichen Namens zu erkaufen, das Sprichwort wiederhallen: Ehre verlohren, Alles verlohren! Möchte es doch jeder in diesem kritischen Moment bedenken, daß mit dem ehrlichen Namen alle andere Güter dieser Welt an ihrem Werth verlieren!

ren! Wie manches Unglück würde durch dieses schöne Sprichwort verhütet werden!

Aber eben dieses Sprichwort spricht oft die Rachsucht aus, die kleinste Beleidigung zu ahnden. Dummstolze Leute von einem raschen Temperament, die meistens einen schiefen Begriff von Ehre haben, schnauben gleich bei der kleinsten, oft gar bei einer nur eingebildeten Beleidigung, Rache, und denken ihr unrechtmäßiges Betragen dadurch zu rechtfertigen, wenn sie sagen: „Ehre verlohren, Alles verlohren! Sie wollen damit sagen: Der mir meine Ehre raubt, raubt mir Alles, und eben darum kann meine Rache, die ich an einem solchen Menschen übe, nicht gemißbilliget werden."

Rachsüchtiger Bruder, der du diese Sprache führst! denke doch bei ruhigerem Geblüte und mit unpartheyischem Herzen über dein Betragen nach, ob du es nicht unvernünftig, lieblos und unchristlich finden wirst! Wie, wenn ein anderer, den du nur gering beleidiget hättest, und seiner Ehre vielleicht gar unwissend und ohne Vorsatz zu nahe getreten wärest, dich gleich die bitterste Rache empfinden ließe: würdest du die an dir verübte Rache billigen? Und angenommen, daß einer absichtlich ehrverletzende Reden gegen dich ausstieß, oder sich sonst etwas erlaubte, wodurch deiner Ehre zu nahe getreten würde: ist denn Rache ein schickliches Mittel, die Welt von dem Gegentheil dessen, was er Entehrendes wider dich geredet oder unternommen hat, zu

überzeugen, und deinen ehrlichen Namen zu retten? Wenn jemand Schimpfreden gegen dich ausstößt, rechtfertigest du dich wohl, wenn du ihn wieder schimpfest? Erregest du dadurch nicht vielmehr den Verdacht gegen dich, daß es dir an Gründen fehle, die dir zugefügte Beschimpfung zu widerlegen? Oder wenn du deine gekränkte Ehre durch einen Zweikampf rächest: ist wohl das ein schickliches Mittel, deine verletzte Ehre zu rechtfertigen? Beschimpfest du dadurch nicht deinen Verstand und dein Herz, daß ein Paar Pistolen oder Degen deine Unschuld rechtfertigen sollen? Entehrest du dich durch eine solche gesetzwidrige Handlung nicht weit mehr, als dich vielleicht dein Gegner entehret hat? Verletzest du nicht die Liebe gegen deinen Mitmenschen eben so, wie die Liebe gegen dich selbst, daß du aus blinder Rache das Leben deines Bruders und dein eigenes auf das Spiel setzest? Läßt sich eine solche Selbstrache vor dem Richterstuhl einer gesunden Vernunft, einer christlichen Moral rechtfertigen? Hat Jesus, dessen Ehre so oft angegriffen wurde, auch so rachsüchtig gehandelt? Er schalt nie wieder, wenn er gescholten wurde; mit Sanftmuth und Schonung hat er seine gekränkte Ehre durch unwiderlegbare Gründe vertheidiget. Wer sein Jünger seyn will, thue in ähnlichen Fällen deßgleichen.

---

## IV.

## Man soll die Fehler Anderer mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Es ist die Sache der Liebe, die wir alle einander schuldig sind, daß sie die Fehler des andern deckt. Das sagt auch Salomo in seinen Sprichwörtern, wo es heißt: Haß erreget Hader, aber die Liebe deckt alle Sünden zu; Sprichw. 10, 12. d. h. Die Liebe deckt nicht die eigenen, sondern die Sünden und Vergehungen Anderer: sie verbirgt sie, unterdrücket sie, rechnet sie nicht an, rächet die Beleidigung des Nächsten nicht, sondern vergiebt sie gern, und erwiedert Böses mit Gutem. 1. Pet. 1, 8. Dieß ist der wahre und christliche Sinn, der mit dem Sprichwort: Man soll die Fehler Anderer mit dem Mantel der Liebe zudekken, verbunden werden soll.

Leute, die mit einer gewissen Schadenfreude jeden Fehltritt, jede Vergehung ihres Mitmenschen ausposaunen, verrathen ein liebloses Herz, und richten dadurch oft sehr großen Schaden an. Sie verdunkeln durch eine lieblose Verbreitung der Fehler ihres Mitmenschen dessen guten Namen, machen ihm andere abgeneigt, und hindern oft so manches Gute, das er in seinem Amte oder Berufe hätte stiften können.

nen. Nehmen wir z. B. den Fall an, daß jemand die Fehler des Religionslehrers aufdecket, der dadurch alles Ansehen, alles Zutrauen und alle Wirksamkeit verliert: wie viel Gutes wird dadurch nicht verhindert, das er noch hätte stiften können, wenn man ihm durch die Bekanntmachung seiner Fehler sein voriges Ansehen, das genossene Zutrauen, und seine ehemalige Wirksamkeit nicht geraubet hätte?

Und wird dieser Schaden nicht auf die Rechnung dessen geschrieben werden, der das Gebot der Liebe vergaß, und Fehler des Religionslehrers aufgedecket hat? Nicht selten wird durch eine so lieblose Bekanntmachung der Vergehungen Anderer ihre Sinnesänderung verhindert. Wenn ein Vergehen schon allenthalben bekannt ist, dann setzt sich der Mensch nach und nach darüber weg, und denkt: Einmal weiß es die Welt doch; nun will ich mich also schon lieber nicht mehr an ihr Urtheil kehren, und thun, was mir gefällt. Wenn sich aber der Gefallene mit der Hoffnung schmeicheln kann, daß sein Vergehen unentdeckt bleibe, oder mit Schonung übersehen werde, so hütet er sich vielleicht, daß er es nicht wieder thue, weil er Ursache zu fürchten hat, daß es bei wiederhohlter Vergehung nicht so gut abgehen dürfte. Eben so wird der Fehlende weit eher und gewisser gebessert, wenn man ihn mit Sanftmuth und Schonung zurecht zu weisen sucht, als wenn man über seine Fehler laut lärmte, und ihn unsern Zorn und Unwillen empfinden ließe. Nichts rührt uns mehr, und macht uns un=

sere Mitmenschen werther, als wenn wir die frohe Bemerkung machen, daß sie unsere Fehler nachsichts-voll behandeln, und uns da, wo wir uns vor ihrem Zorn fürchteten, und das Schlimmste besorgten, nicht hart behandeln, sondern uns mit Liebe zu bessern suchen: da öffnet sich ihnen unser Herz; da giebt man sich ihnen willig hin; da sind uns ihre Ermahnungen und Warnungen theuer: von einer so sanften Hand läßt man sich ohne Sträuben auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurück führen. Dieser schönen Maxime bediente sich der erhabene Kinderfreund Jesus, und es gelang dem guten Hirten, so manches verirrte Schaaf zur Heerde zurückzubringen. Nach dem Beispiel dieses unsers göttlichen Vorgängers sollen auch wir handeln, und die Fehler unsrer Brüder mit dem Mantel der Liebe bedecken.

Doch so, wie manche andere heilsame Sittenlehre gemißbrauchet, und zum Deckmantel dieser oder jener Sünde gemacht wird, so gehet es auch mit diesem Sprichworte. Es gehört freilich nicht gerade zu einer guten Erziehung, daß jedes Versehen der Kinder ausgescholten, und nach der Strenge geahndet werde: die vernünftigste und wirksamste Behandlung bleibt immer die, wo man kleine Fehler übersieht, bei größern zuvor den Weg der Güte einschlägt, sie durch vernünftige Vorstellungen von künftigen Fehlern abzuhalten sucht, und nur dann ernstliche Mittel ergreift, wenn die gelinden nicht mehr wirken wollen.

Wenn

Wenn aber Ältern aus blinder Liebe ihren Kindern alles durch die Finger sehen, und auch größere Fehler, die schon Bosheit verrathen, oder doch sonst von sehr traurigen Folgen seyn können, gar nicht rügen und ahnden, und so das Laster in den Herzen der Kinder Wurzel fassen lassen, dann verletzen sie doch wohl Älternpflicht; dann kann man ihre Liebe gegen die Kinder wohl grausam nennen. Und doch entschuldigen sie dieses ihr pflichtwidriges und schädliches Betragen damit, daß sie sagen: „Man muß die Fehler Anderer (um so mehr seiner eigenen Kinder) mit dem Mantel der Liebe bedecken."

Andere verheimlichen wohl gar unter dem Vorwand dieses Sprichwortes an gewissen Leuten ein oder das andere Verbrechen, das zum Schaden anderer, oder selbst des gemeinen Wesens gereichet, ohne sie weder ins geheim zu warnen und zurecht zu weisen, noch ihnen gute Lehren zur künftigen Besserung zu geben; und das zwar darum, weil man Nutzen von ihnen hat; weil man ihre Gunst gewinnen, oder nicht verlieren will, oder damit eine Hand die andere wasche, und sie zu unseren Vergehungen oder Verbrechen schweigen sollen. Und auch diese entschuldigen sich mit dem Sprichwort: Man soll die Fehler Anderer mit dem Mantel der Liebe zudecken. Heißt das aber eine vernünftige und christliche Liebe, wenn man die Vergehungen des Einen verheimlichet, und es geschehen läßt, daß dabei die Rechte Anderer, denen wir auch Liebe schuldig sind, gekränket, und selbst die

öf-

öffentliche Ruhe und Sicherheit dadurch gestöret wird? Heißt das nicht, sich fremder Verbrechen theilhaftig machen, und zum Mitschuldigen werden? Ist das vernünftige und christliche Bruderliebe, wenn wir einen Verbrecher schonen, und seine Schandthaten zudecken, und dabei einen oder mehrere Unschuldige kränken und leiden lassen? Hat Jesus das je gethan? So schonend und liebevoll er sonst immer gegen Verirrte und Gefallene handelte, so konnte er doch die Ungerechtigkeiten nicht verheimlichen, die sich die Pharisäer gegen das arme betrogene Volk erlaubten, die sie so schlau unter der Larve der Scheinheiligkeit zu verbergen wußten: er riß ihnen die Larve herab, deckte ihre Ungerechtigkeiten auf, und stellte sie, da sie sich durch seine wohlmeinenden Lehren nicht wollten bessern lassen, dem Volke in ihrer wahren Gestalt dar. Fern sey es von einem jeden, daß er als Jünger Jesu je nach diesem verkehrten Sinn dieses Sprichwortes handle!

## V.

## Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

Wie wahr und gegründet dieses Sprichwort sey, hat die Erfahrung schon oft genug gelehrt. Wie man-

manches leichtgläubige Mädchen, das die süßen Verheißungen und die Schwüre eines verführerischen Wollüstlings für Evangelium hielt, ist durch ihn um ihre Unschuld und Ruhe gebracht worden! Kaum hat der Wollüstling seine geile Brunst abgekühlet, kaum merkt er, daß sie durch ihn Mutter geworden ist: so hat die Ewigkeit seiner Liebe und Treue, die er ihr geschworen hatte, ein Ende; er läßt sie entehrt sitzen. Wenn gesättiget die gierige Lust ist, werden Versprechungen und Worte nicht ferner geachtet. Catull. de nupt. Pelic. 62. 147. Nun frißt Gram an ihrem leichtgläubigen Herzen; so wie sie durch ihren Fall den Herzen ihren Ältern einen tödtlichen Stoß versetzt hat, so welkt auch sie in der schönsten Blüthe ihres Lebens wie eine Blume hin, deren Wurzel vom Wurm angefressen ist. — Wir würden staunen, wenn wir das Geld alles auf einem Haufen beisammen sehen sollten, um das Leichtgläubige von Ruthenschlägern, Schatzgräbern, Wahrsagern, Teufelsbannern, und wie die Betrüger alle heißen, schon sind geprellet worden. Nirgends gedeihen Aberglaube und Irrthümer in Religionssachen leichter, als in dem Herzen des Leichtgläubigen. Wer sich einmal gewöhnt hat, alles anzunehmen, was die Religion betrifft, der wird auch Irrthümer begünstigen, und sich immer weiter von der Wahrheit entfernen. Ein solcher Leichtgläubiger, der seinen Glauben nicht prüft, und keinen Grund und keine Ursache davon anzugeben weiß, glaubt nebenbei an Zauberei,

rei, Hexerei, Satanskünste u. dgl. Bei seinem Köhlerglauben, den er vielleicht wie ein bloßes Erbstück von seinen Ältern angenommen hat, ist er der Verführung jedes Religionsspötters ausgesetzt; ein jüdischer Knabe oder ein witzelnder Freigeist kann ihm Christusreligion verdächtig machen, und ihm folglich alle seine Ruhe und Hoffnung rauben.

Aus dem allen läßt sichs leicht einsehen, welche traurige Folgen die Leichtgläubigkeit nach sich ziehen kann. Darum soll sich jeder, der zur Leichtgläubigkeit geneigt ist, das Sprichwort: Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen, recht tief einprägen, weil eben dieses Sprichwort vor Leichtgläubigkeit warnt, und uns dazu auffordert, daß wir nicht alles blindlings als wahr und richtig annehmen, was man uns glauben machen will. Vernunft und Schrift fodern es, daß wir nicht jedem auf sein Wort glauben, sondern erst untersuchen, weß Geistes Kind er sey.. 1. Joh. 4, 1. Und wenn wir uns in dieser oder jener Sache keine hinlängliche Kenntniß zutrauen, so ist es klug, wenn wir den Rath eines Mannes einholen, dessen Rechtschaffenheit und Einsicht, besonders in der Sache, um die es uns zu thun ist, allgemein anerkannt ist. Dieses ist schon in irdischen Angelegenheiten nöthig, um so mehr im Betreff der Religion. Eigentlich soll der vernünftige Mensch alles prüfen, wenn es auch keine Beziehung auf Religion hat; dazu verbindet uns schon die Vernunft, oder die Fähigkeit, Grund und Ursache eines Dinges zu untersuchen.

Wozu

Wozu hat Gott diese Kraft in unsere Seele geleget, wenn wir keinen Gebrauch davon machen sollen? Er giebt nichts umsonst; er will, daß wir auch die kleinste Gabe zu dem Zweck verwenden, zu dem er sie uns verlieh; um so weniger kann er uns ein so edles Geschenk, wie die Vernunft ist, die uns über die Thiere des Feldes erhebt, umsonst oder zwecklos gegeben haben; er will gewiß, daß wir mittelst derselben den Grund und die Ursache eines Dinges untersuchen. Wenn jemand keinen Gebrauch von diesem göttlichen Geschenk macht; wenn er alle einfältige Dinge, die andere ihm vorschwatzen, glaubt und nachsagt, oder mit einem ganz fremden und unbekannten Menschen wichtige Verträge abschließt, nennt man ihn einen leichtgläubigen Thoren, verlacht, oder bemitleidet ihn. Wird aber der diesen Namen nicht um so mehr verdienen, der im Betreff der Religion keinen Gebrauch von seiner Vernunft macht? Die Religion entdeckt uns Dinge von der größten Wichtigkeit, beschreibt uns einen Vertrag, den Gott mit uns für die ganze Ewigkeit eingeht: und wir sollten da nicht prüfen, ob sich wirklich alles so verhält? Da würden wir den beweinenswürdigsten Leichtsinn verrathen. Gott selbst will, daß wir Alles (folglich auch unsere Religion) prüfen, und das Gute annehmen. 1. Thessal. 5, 21. Wir sollen über die Religion nachdenken, Versuche und Erfahrungen anstellen, ob andere sich, und wir uns selbst bei der Annehmung und Befolgung der Lehre Jesu nicht wohl

be-

befinden; ob der Zustand und Gang der Dinge in der Welt mit den Lehren und Behauptungen Jesu nicht übereinstimmen. Ein Glaube, der sich auf solches Nachdenken, auf Versuche und Erfahrung gründet, ist Gott der angenehmste, und uns der nützlichste; er macht uns die Vorschriften der Religion heilig; er bildet thätige Christen, die allein Anspruch auf jene süßen Verheissungen haben, welche die Religion ihren wahren Verehrern macht.

Dem Menschenfreund, dem das Unglück seiner Mitmenschen nicht gleichgültig ist, muß es wehe thun, wenn es Menschen giebt, die das köstlichste Geschenk der Religion gar keiner Prüfung würdigen, und die heiligsten ihrer Lehren geradezu verwerfen. Dahin gehören so viele Ungläubige unsrer Zeiten, die, obschon sie in dem Schooße der christlichen Religion erzogen wurden, doch jetzt ihre heilsamen Lehren nicht glauben wollen. Und das nicht etwa, als ob sie überwiegende Gründe gegen die Wahrheit der Religion anzugeben wüßten: nein! sondern, weil es hie und da Mode ist, in Religionssachen ungläubig zu seyn — weil sie sich in die Klasse aufgeklärter Köpfe zu versetzen träumen, wenn sie sich dem leichtsinnigen Haufen der heutigen Freidenker zugesellen. Bei andern entsteht die Ungläubigkeit aus der Verdorbenheit ihres Herzens: weil die Religion ihren bösen Lüsten und Lieblingslastern in den Weg tritt, so ist ihnen jeder Zweifel gegen diese oder jene Religionswahrheit willkommen, und sie wollen dieses ihr unredliches Verhalten

mit dem Sprichwort rechtfertigen: Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen. Kahle Ausflucht! Sie sollen ja nicht leicht glauben; sie sollen die Religion prüfen, aber sie finden keinen Geschmack daran, die Wahrheit zu untersuchen, und verwerfen aus bloßem dummstolzem Leichtsinn oder aus Bosheit, um ungestörter sündigen zu können, eine Religion, die den Stempel der Göttlichkeit so sichtbar an sich trägt; glauben solche Wahrheiten nicht, die von jeher von solchen Männern sind anerkannt worden, deren Schuhriemen aufzulösen sie nicht verdienen. Die Bedauernswürdigen wissen nicht, was sie thun. Ist ihnen denn mehr geholfen, wenn sie mit Angst und Zittern der Zukunft entgegen sehen, und vom blinden Zufall lieber ein zweifelhaftes Schicksal, als von dem gemeinschaftlichen Vater im Himmel unaussprechliche und endlose Freuden erwarten? Sind sie denn wirklich glücklicher, wenn sie die trostvollen Worte Gottes für unwahr erklären, als wenn sie mit festem Glauben daran halten? Genießen die, die mit dem Tode in ihr voriges Nichts zurück zu sinken fürchten, ihr Daseyn wirklich ruhig? oder ist der Trost der Unsterblichkeit nicht oft die einzige Quelle des Trostes im Unglücke, die einzige Stütze, an der wir uns unter dem Druck der Leiden aufrecht erhalten? Ich bemitleide diese Unglücklichen, und möchte jedem von ihnen mit freundlichem Händedruck zurufen: „Freund, sey nicht ungläubig, sondern gläubig!" Joh. 20, 27.

# VI.

## Der Ehestand ist ein Wehestand.

Man kann es nicht läugnen, daß drr Ehestand mit vielen Beschwerden und Unannehmlichkeiten verbunden sey. Selbst ein musterhaftes Ehepaar hat mit Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Sie mögen gleich einander noch so viel Tausende zugebracht haben, so können doch Fälle eintreten, wodurch sie in die dürftigste Lage versetzet werden. Und gerade solchen Leuten muß denn der Mangel um so bitterer fallen, weil sie gewöhnlich in ihrem vorigen Wohlstand mehr Bedürfnisse, als die Armen, kennen gelernt haben, die sie nun fühlen, und nicht mehr befriedigen können. Was soll man erst von jenen sagen, die einander ein sehr unbedeutendes oder wohl gar kein Vermögen zubringen, und sich blos auf ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit verlassen? Wie oft finden sich diese in ihrer Rechnung betrogen! So lange sie allein sind, reicht ihr Verdienst vielleicht noch hin; kommen aber Kinder, die immer mehr Aufwand fodern, je größer sie heran wachsen, und die Ältern nehmen doch nicht mehr, vielleicht noch weniger ein, als sonst: da wächst das Elend mit jedem Tag. Wie blutet das Älternherz, wenn sie den Hunger ihrer Kinder nicht stillen, deren Blöße nicht bedecken können!

Wie

Wie oft blicken in solchen Umständen die leidenden Ältern einander wehmüthig ins Auge, und keines von ihnen getraut sich, dem andern den heimlichen Wunsch seines blutenden Herzens laut zu sagen: Wären wir doch unverheurathet geblieben! Welche Mühe, Plage und Sorge müssen sich gute Ältern nicht gefallen lassen, ehe sie ihre Kinder nur auf die Beine bringen! und was nicht erst, ehe sie solche versorgen! Welcher Schmerz zerreißt das Älternherz, wenn eins oder das andere ihrer Kinder krank wird! Wie zuckt jeder Schmerz des leidenden Kindes in ihren Nerven wieder! Und wer nennt uns erst ihren Schmerz, wenn der Liebling wirklich dahin stirbt, wenn sie das geliebte Geschöpf müssen in das Grab sinken sehen, das Gebein von ihren Gebeinen, Blut von ihrem Blute war, von dem sie sich so viele süße Hoffnungen machten! Nur empfinden, aber nicht beschreiben läßt sich endlich der Schmerz, den ein sich treu und zärtlich liebendes Ehepaar empfindet, wenn die Stunde der Trennung schlägt, und der Tod das Band zerreißt, das beide so fest an einander knüpfte.

So viel Wehe ist oft mit einer christlichen Ehe verbunden; was soll man erst von einer mißgerathenen Ehe sagen, wo Unfriede, Haß und Untreue herrscht? Namenlos sind die Leiden einer Gattin, die an einen Despoten gefesselt ist; die, statt des sanften ehelichen Bandes, lastende Sklavenfesseln trägt; deren Mann wie ein Wüthrich im Hause tobt, und, wenn er es verläßt, seinen Unterhalt bei liederlichen Zech und

Spiel-

Spielbrüdern, oder gar in den Armen feiler Dirnen sucht, und in einer Nacht mehr verschwendet, als er durch mehrere Wochen zur Unterhaltung seiner Familie nöthig gehabt hätte.

Es fehlt der Sprache an Worten, die Leiden eines Mannes zu schildern, der ein eitles, gefallsüchtiges, arbeitscheues, zänkisches, herrschsüchtiges und untreues Geschöpf zum Weibe erhalten hat, das im Putz, neuen Moden, Tändeleien und andern Kleinigkeiten ihren ganzen Werth sucht, und darüber alle Pflichten der Gattin, Mutter und Hauswirthin vergißt, immer sich nur für Andere putzet, immer sich bestrebt, Andern, nur nicht ihrem Manne, zu gefallen; das immer nur das letzte Wort behaupten, und mit Gewalt das Regiment an sich reissen will, und dabei ihren Mann zum Hahnrei macht. — Sirach sagt: er wolle lieber bei einem Löwen und Drachen wohnen, als mit einem boshaften Weibe; sie verbittert ihrem Manne alle Ergötzungen; klein ist jedes Übel im Vergleich mit einem bösen Weibe. Sir. 25, 16. 19.

Aus dem allem erhellet die Wahrheit des Sprichwortes: Der Ehestand ist ein Wehestand, und jene, die sich verehelichen wollen, mögen dieses Sprichwort immer recht beherzigen, damit sie sich kein allzulachendes Bild vom Ehestande entwerfen, damit sie dann, wenn die mit selbem verbundenen Leiden eintreten, und sie sich in ihrer überspannten Er-

wartung betrogen sehen, nicht mißmuthig werden, und sich ihre wechselseitige Ruhe vergiften.

Nur sollen Hagestolze und andere Feinde des Ehestandes dieses Sprichwort nicht zu ihrer Rechtfertigung mißbrauchen, und damit behaupten wollen, als ob der ehelose Stand dem Ehestande, wegen den Leiden, die mit diesem verbunden sind, vorzuziehen wäre. Hat denn der ehelose Stand nicht auch seine Leiden und Unannehmlichkeiten? Ist die Wirthschaft eines Ehelosen, die er fremden Personen anvertrauen muß, nicht gewöhnlich schlechter bestellt, als die Wirthschaft eines Verheuratheten, die eine verständige und sorgfältige Hausmutter führt? Um alle übrigen Beweise zu ersparen, will ich über diesen Punkt nur das Urtheil Sirachs anführen, der sagt: „Wer eine Frau nimmt, der legt den Grund zu seinem Vermögen; er erhält eine ihm gleiche Gehülfinn und eine Stütze seiner Ruhe. Das Gut, um welches kein Zaun ist, wird beraubt, und wer ohne Frau ist, der irret umher und seufzt. Sir. 36, 15. Sirach will hier sagen: wo das Hauswesen gedeihen soll, da muß der Mann nach der weisen Absicht des Schöpfers, 1. Mos. 2, 18., eine ihm gleiche Gehülfinn und eine Stütze seiner Ruhe haben, die er nur in den Armen einer liebenswürdigen Gattin findet. Kann der Ehelose nicht eben so, wie der Verheurathete, auf das Krankenbett geworfen werden? Und wer ist dann übler daran, der Verheurathete,

den

den eine theilnehmende und zärtliche Gattinn pflegt, oder der Ehelose, der von gemiethetem und lohnsüchtigem Gesinde bedienet wird? Und hat denn der Ehestand nicht seine besonderen Freuden, die der Ehelose nur dem Namen nach kennt? Welche Wonne, wenn er von einem holden Geschöpf, dem er das Daseyn gab, den süßen Vaternamen stammeln hört! Wie gestärkt fühlt er sich nicht bei seinen Arbeiten, da er weiß, daß er für Menschen arbeitet, die ihn lieben! Der kinderlose Fürst fühlt bei dem prachtvollsten Einzug in eine Stadt, wo ihm das Volk entgegen jauchzt, das nicht, was ein Vater fühlt, wenn er am Abende von seiner Arbeit in seine Wohnung zurückkehrt, wo ihm bei seinem Eintritt alles freundlich entgegen lächelt: die kleineren Kinder umklammern seine Kniee; die größern küssen ihm dankbar die Hand, die für sie gearbeitet hat; die zärtliche Gattinn wischt ihm mit Liebkosen den Schweiß von der Stirne, und würzt ihm durch Scherz nnd Liebe das einfache Mahl. Die ungeheuchelte Theilnahme unter Gatten lindert ihre Leiden, und erhöhet auch die kleinste häusliche Freude.

Vielleicht giebt es aber auch Hagestolze, die darum den ehelosen Stand dem Ehestande vorziehen, weil sie dafür halten, daß der erstere heiliger und verdienstlicher, als der letztere, sey. Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde sich das behaupten ließe. Vielleicht, weil Paulus sagt: Ich möchte euch gern sorglos machen. Der Unverheurathete

 sorgt

sorgt mehr für des Herrn Sache, wie er dem Herrn gefallen möge. Der Verheurathete kümmert sich mehr um Welthändel, wie er dem Weibe gefallen möge. Die Beschaffenheit einer Frau und Jungfrau ist verschieden. Die Unverheurathete sorgt mehr für des Herrn Sache, daß sie am Leibe und Geiste heilig sey; die Verheurathete aber bekümmert sich um Welthändel, wie sie dem Manne gefallen möge. — Wer also seine Tochter verheurathet, handelt recht; wer sie aber nicht verheurathet, handelt besser. 1. Kor. 7, 32 — 38.

Um den wahren Sinn dieser Stelle zu erreichen, muß man sie nicht, gegen die ersten Regeln der biblischen Auslegungskunst, aus dem Zusammenhange herausreißen, sondern sie mit dem, was vorgeht und darauf folgt, zusammen halten; und thut man das, so wird man finden, daß Paulus die Frage: ob es besser sey, zu heurathen oder ledig zu bleiben, nicht überhaupt und im Allgemeinen, sondern nur mit Rücksicht auf die damaligen Zeitumstände entscheidet. Ich bin der Meinung (sagte er V. 26.), daß es um der bevorstehenden Noth willen (also nicht überhaupt) gut sey, so (d. i. ledig) zu bleiben. Unter der bevorstehenden Noth versteht der Apostel die Trübsalen und Verfolgungen, welche der Kirche Jesu damals bevor standen, und

wel-

welche leichter zu ertragen seyn würden, wenn man sich außer dem Ehestand befände, weil die Verehelichten Frau und Kinder in der Verfolgung verlassen müßten, welches ihre Trübsal vergrößern, und sie vielleicht gar zum Abfall von der Religion Jesu verleiten könnte. Die Veränderung des jüdischen Staates und die Verfolgung der Christen durch Nero war jetzt nahe. Jene mißdeuten also offenbar den Apostel, die aus dieser angeführten Stelle behaupten wollen, daß es überhaupt besser sey, ledig zu bleiben, als zu heurathen.

## VII.

## Wessen Brod man ißt, dessen Lied muß man singen.

Wenn man mit diesem Sprichworte sagen will: In dessen Dienst man steht, der uns unsern Unterhalt giebt, dessen Willen muß man in Dingen, die nicht wider den Willen Gottes sind, gehorchen; dem muß man, so weit es, ohne Gott zu mißfallen, geschehen kann, zu gefallen leben, und auf dessen Nutzen bedacht seyn, so viel es ohne Kränkung der Rechte eines Andern seyn kann; dann enthält es eine Wahrheit, die auch das Christenthum empfiehlt; wie das

aus

aus mehreren Schriftstellen erhellet. So schrieb Paulus denen, die in dem Dienste andrer stehen und deren Brod essen, diese Lehre vor: Die Knechte (und Mägde) sollen ihren Herren unterthänig seyn, in allen Dingen ihnen sich gefällig beweisen, nicht widersprechen, nichts veruntreuen, sondern sich in allen Stücken treu und rechtschaffen bezeigen, damit sie durch ihre Treue und Ehrlichkeit dem Christenthume Ehre machen. Tit. 2, 9. 12. Und Petrus ermahnet die Dienstbothen, daß sie ihre Pflicht mit aller möglichen Unterwürfigkeit leisten, und nicht denken, daß sie nur denen Herrschaften Gehorsam und Treue schuldig sind, die sie gütig und leutselig behandeln, sondern auch jenen, die ihre bittere Laune haben, und sie selbe fühlen lassen. 1. Pet. 2, 18.

Aber nicht alle, die sich in dem Dienste anderer befinden, nehmen das angeführte Sprichwort in diesem christlichen Sinne; sie wollen vielmehr damit behaupten, daß sie sich auch in verbothenen und sündhaften Dingen dem gefällig machen müssen, dessen Brod sie essen, oder von dem sie bezahlet werden. Aber welch unbefangener Verstand, welch unverdorbenes Herz empört sich nicht sogleich gegen diese sittenverderbende und schädliche Lehre? Auf diese Art wären alle, die in dem Solde anderer stehen, zu den

gräß-

gräßlichsten Verbrechen privilegirt — So könnte sich eine Räuberbande entschuldigen, die in dem Sold ihres Hauptmannes steht, und von ihm zum Raub und Mord angeführet wird — So könnten sich die feilen Lustdirnen entschuldigen, die im Dienste einer Kupplerin stehen — So könnte sich jeder besoldete Königsmörder entschuldigen. Nein, liebe Dienstbothen! so bald der, in dessen Dienste ihr stehet, etwas fodert, was wider Gottes Befehl und Willen ist, dann hört euer Gehorsam gegen eure Herrschaft auf — ihr seyd ja Gott mehr Gehorsam, als dem Menschen, schuldig — Wir essen ja alle Gottes Brod — Seine milde Hand öffnet sich, und er sättiget alles, was lebt, mit Wohlgefallen. Gott giebt ja auch eurer Herrschaft ihr Brod — was sie euch giebt, hat sie von Gott: ihr esset also immer Gottes Brod; so müsset ihr auch vor allem sein Lied singen, seinen Willen erfüllen. Darum sagt Paulus: Ihr Knechte (Mägde), gehorchet eurem irdischen Herrn mit aller ersinnlichen Ehrerbietung, mit aller Aufrichtigkeit eures Herzens, als Christo selbst: nicht mit Augendienst, um Menschen zu gefallen, sondern als Knechte Christi, die Gottes Willen von Herzen thun. Gutwillig leistet eure Dienste, als dem Herrn, und nicht dem Menschen. Eph. 6, 5. 7. Es soll euch also mehr darum zu thun seyn, Gott, als dem Menschen, in eurem Dienste zu gefallen — ihr sollet nicht

nur

nur eurer Herrschaft, sondern zugleich Christo dienen — Geschieht denn aber das, wenn ihr eurer Herrschaft zu Liebe etwas Böses thut? Dienet ihr denn Christo, wenn ihr, um eurer Herrschaft zu gefallen, wider seine heilige Lehre handelt?

Wenn ich dem Menschen (in sündhaften Dingen) zu gefallen suche, sagt Paulus — so wäre ich kein Diener Christi; Gal. 1, 10. und so seyd auch ihr keine Diener Christi, wenn ihr mehr eurer Herrschaft, als Gott, zu gefallen trachtet. Darum schreibet euch den Zuruf eben dieses Apostels recht tief in eure Herzen: Ihr seyd theuer erkauft; werdet nicht Menschenknechte — 1. Kor. 7, 23. d. h. Ihr alle seyd durch ein theueres Lösegeld — durch das Blut Jesu — erkaufet worden; darum werdet nicht Sklaven des menschlichen Ansehens; seyd ihren ungerechten Foderungen nicht zu Willen, und dienet ihnen nicht zum Nachtheil dessen, was ihr Jesu Christo, dem ihr zugehöret, schuldig seyd. Wenn der, in dessen Brod ihr stehet, etwas Böses von euch fodert, so betraget euch so, wie der ägyptische Joseph sich in seinem Dienste betragen hat. Die Frau des Potiphar, bei dem Joseph Hausverwalter war, warf ein Auge auf den wohlgebildeten Jüngling, und muthete ihm zu, daß er bei ihr schlafen sollte; aber der gottesfürchtige Jüngling gab ihr diese merkwürdige Antwort: Wie könnte ich eine so große Bosheit begehen, und mich an Gott versündigen?

Und

Und da ihre geilen Lüste durch diesen Widerstand nur noch mehr aufgereget wurden, packte sie ihn ein andersmal bei seinem Oberkleide, und foderte neuerdings den verbothenen Beischlaf; allein er ließ sein Kleid in ihrer Hand, um das Kleid der Unschuld zu behalten, und floh zur Thür hinaus. 1. B. Mos. 39. Thuet deßgleichen! Wenn euch euere Herrschaft etwas Unerlaubtes zumuthet, so saget oder denket wenigstens: Wie könnte ich eine so große Bosheit begehen, und mich an Gott versündigen! Saget nicht etwa: „Ja, wenn ich meiner Herrschaft nicht zu Willen bin, so verliere ich ihre Gunst, und mit ihr mein Brod, und ich habe über dieß vielleicht noch ihre Rache zu fürchten." Wenn du auf den Sündensold Verzicht thust, und das Brod bei einer gottesvergessenen Herrschaft verlierst, wird dir Gott, dem du treu bleibst, gewiß anderswo forthelfen. An seiner Gunst wird dir doch wohl mehr, als an der Gunst eines Menschen, gelegen seyn, der vielleicht morgen nicht mehr ist? Fürchte die Rache deiner beleidigten Herrschaft nicht! sie bleibt ohnmächtig, so lange du unter dem Schutz des Allmächtigen stehet, und er dich schützen will; fürchte vielmehr die Rache Gottes, der dich, wenn du ihn, deiner Herrschaft zu gefallen, beleidigest, ewig unglücklich machen kann. Ich will euch zeigen — sagte Jesus — vor wem ihr euch fürchten sollet. Fürchtet euch vor demjenigen, der erst tödten, und dann in die Hölle versto-

ßen

ßen kann. Ja, vor diesem, sage ich, fürchtet euch. Luk. 12, 5.

# VIII.

## Man muß der Sache ein Mäntelchen umgeben.

Auch dieses Sprichwort hat eine gute und böse Seite; man kann es in einem guten, aber auch in einem bösen Sinne nehmen. Gut ist der Sinn desselben, wenn man damit sagen will: man muß einen traurigen Vorgang in einer mildernden Gestalt darstellen; oder man muß eine Hiobspost, einen unangenehmen Auftrag, mit jener Schonung ausrichten, welche die gebildeteren Menschen charakterisirt. Setzen wir z. B. den Fall, daß man einem Vater oder einer Mutter den unvorhergesehenen und schnellen Tod eines geliebten Kindes, das außer dem väterlichen Hause lebte, hinterbringen soll. Es den zärtlichen Ältern auf einmal zu sagen: euer Kind ist todt! würde zu schnell und zu heftig auf das empfindliche Älternherz wirken; ein Schlagfluß könnte die Wirkung einer so unvorsichtigen Nachricht seyn. In diesem Falle heißt der Sache ein Mäntelchen umgeben, so viel: man muß den traurigen Vorfall den Ältern mit aller

nur möglichen Schonung beibringen. Man sage ihnen erst, daß ihr Kind erkrankte — dann, daß die Krankheit mit Lebensgefahr verbunden sey — daß das Kind kaum noch am Leben seyn würde — und wenn die Ältern schon beinahe das traurigste ahnden; wenn man sie auf den Schlag schon vorbereitet hat, dann sage man ihnen endlich, daß Gott ihr Kind schon zu sich genommen habe. Wenn nun das angeführte Sprichwort nach diesem oder einem ähnlichen Sinn genommen wird, so ist es der Moralität unschädlich, und an sich gut. Will man aber damit sagen, daß man eine böse Sache in einer milderen Gestalt darstellen müsse, wenn das gleich zum Nachtheil eines Dritten gereichet, dann ist der Sinn dieses Sprichwortes falsch und sittenverderbend. Beispiele werden das mehr beleuchten. Jemand will eine Person ehelichen, die solche Untugenden und Fehler an sich hat, die mit Grund fürchten lassen, daß der, der das Band der Ehe mit ihr knüpfet, unglücklich seyn müsse. — Wenn nun der, der diese Person ehelichen will, nichts von ihren Untugenden wüßte, und dich — weil er weiß, daß du diese Person näher kennest — um ihren sittlichen Charakter fragte — und du möchtest alle ihre Untugenden beschönigen, und ihnen beinahe gar einen Anstrich von Tugend geben: wäre das redlich gehandelt? Die Person wäre z. B. karg — und du möchtest sagen, sie ist eine gute Wirthinn, sie giebt keinen Kreuzer umsonst aus — Sie wäre eine eitle Modethörin — und du sagtest

blos

blos — auf schöne Kleider hält sie etwas — sie richtet sich recht zusammen — Sie wäre eine eitle Buhldirne — uud du sagtest: sie ist galant; sie hat Welt, sie weiß zu leben. — Sie wäre ein rechthaberisches Geschöpf, das von dem bösen Geiste des Widerspruches besessen wäre; und du sagtest blos: „sie weiß zu reden; sie läßt sich in einem Wortwechsel so leicht nichts nehmen — wenn du nun auf diese Art ihre Untugenden bemäntelst, und dadurch den, der eine aufrichtige Schilderung ihres Charakters von dir erwartet, dahin bestimmest, daß er sie für besser hält, als sie ist, sie wirklich zur Ehe nimmt, sich dann betrogen sieht, und ein gekränktes Leben mit ihr führt — hast du da als ein ehrlicher Mann gehandelt? Verdienst du nicht den Fluch des Hintergangenen? Es ist ein bedeutendes Amt leer; jemand soll diesem oder jenem Kandidaten ein gewissenhaftes Zeugniß über dessen Fähigkeiten und Sitten ausstellen; er hätte aber eben so schlechte Fähigkeiten als Sitten, und doch möchte das Zeugniß so gestellet seyn, daß man ihn für fähiger und besser gesittet halten müßte, als er wirklich wäre. Er erhält das Amt — dem er nicht gewachsen ist — und das er mit Untreue verwaltet — alle, auf deren Wohl und Wehe sein Amt Einfluß hat, fühlen sich unglücklich, und seufzen über den, der ihn durch seine Zeugniß als tauglich und würdig vorgeschlagen hat. Wer sieht es nicht ein, daß man hier einer gesunden Moral zuwider handelt?

Man

Man sage ja nicht: Ja, wenn ich die Untugenden dieses oder jenes nicht bemäntle, so hindere ich ihn an seinem Glücke. Angenommen, daß du ihm, wenn du seine Untugenden bemäntelst, ein zeitliches Glück verschaffest, was man im Grunde kein Glück nennen kann: störest du aber dabei nicht andre in ihrem Glücke? Wenn du diesen Schuldigen in Schutz nimmst, sollen Unschuldige dadurch leiden? Man soll nichts Böses thun, daß Gutes daraus entstehe — Du handelst aber diesem moralischen Satz gerade entgegen — Du thuest wirklich Böses — machst andere unglücklich — um das eingebildete Gute zu stiften, und einem Schuldigen durch Bemäntlung seiner Fehler ein irdisches Glück zu verschaffen. Wer der Sachwalter der Sünden anderer wird, ihre Untugenden bemäntelt, macht sie nur dreister im Sündigen, und richtet dadurch manchen physischen und moralischen Schaden an.

---

IX.

# IX.

## Man muß kaufen, weil Markt ist; oder Man muß schmieden, weil das Eisen glühet; oder Man muß Pfeifen schneiden, weil man im Rohr sitzt.

Alle diese Sprichwörter wollen im Grunde nichts anders sagen, als: man soll keine Gelgenheit, sich Nutzen zu schaffen, unbenutzt vorüber lassen. Das ist eine kluge und christliche Lehre, wenn es anders um einen rechtmäßigen, besonders um einen geistlichen und bleibenden Nutzen zu thun ist. In Hinsicht auf die Jugend will dieses Sprichwort im ächtchristlichen Sinne sagen: „Liebe Jugend, sammle dir Kenntnisse und Tugend im Frühlinge deiner Jahre — Was du als Hänschen nicht lernst, lernst du als Hans gar schwer; jetzt ist dein Herz für die Tugend am empfänglichsten — jetzt ist es weich wie Wachs, und nimmt jeden guten Eindruck leicht an — Ist es einmal in bösen Gewohnheiten verhärtet — dann gestattet das Laster der Tugend nicht so leicht mehr den Eingang in dein Herz. Willst du im Alter nicht darben, sammle dir Vorrath in der Jugend — ahme die

die rastlose Ameise nach, die schon im Frühlinge arbeitet, um im Winter leben zu können. Den Ältern will dieses Sprichwort sagen: Fanget mit der Bildung des Verstandes und des Herzens eurer Kinder schon in ihrer Jugend an, wo ihr Verstand noch frei von Vorurtheilen und Irrthümern, und ihr Herz noch am meisten empfänglich für das Gute ist — Jetzt ist der Ton noch biegsam und geschmeidig; jetzt gleich damit auf die Drehscheibe, um das Gefäß zu bilden! Pers. Satyr. 3. Bieget das Bäumchen, weil es noch jung, schwach und biegsam ist, ehe es stärker wird, und sich nicht mehr biegen läßt. Wer die Ruthe spart — sagt Salomo — haßt seinen Sohn; wer ihn aber liebt, braucht frühzeitig die Zucht. Sprichw. 13, 24. Eine allzuspäte Züchtigung bleibt wirkungslos — man muß das Kind züchtigen, so bald es die Züchtigung vertragen kann; oder da es noch zart und biegsam ist, d. i. noch ehe ihm seine Ausschweifungen zur Gewohnheit geworden sind — das Laster muß in der Geburt erstickt werden. Für uns alle ist jetzt, so lange wir leben, Markt; jetzt sollen wir kaufen — d. h. wir sollen die Lebenszeit gut anwenden, uns Verdienste sammeln, und keine Stunde, ja keine Minute unbenutzt in die Ewigkeit hinüberfließen lassen. Jetzt ist für uns die Aussaat; überm Grab sollen wir ärndten! Wehe uns, wenn wir die Zeit der Aussaat unbenützt verstreichen lassen! Wer klug und weise han-

deln will, handelt nach Grundsatz und dem Beispiele Jesu — und wirkt, weil es Tag ist, ehe die Nacht hereinbricht, wo man nicht mehr wirken kann: er arbeitet unverdrossen an dem Tagwerk, das ihm der Vater im Himmel aufgetragen hat, so lange die Sonne des Lebens noch am Horizont stehet — ehe selbe untergehet, und die Nacht des Todes hereinbricht, wo niemand mehr arbeiten, und seine Berufs- und Standespflichten erfüllen kann. Wohl dem, der dieses Sprichwort in diesem Sinne nimmt, und darnach handelt! Aber leider nehmen es viele in einem verkehrten Sinne, und glauben keine Gelegenheit vorbei lassen zu dürfen, wo sie etwas, was sie nach ihrem verdorbenen Herzen gut und vortheilhaft nennen, thun oder erwerben können. Der Wollüstling, der auf Verführung ausgeht, nennt die Stunde, wo er das schwache und leichtgläubige Mädchen, das er zum Opfer seiner geilen Lüste ersehen hat, ohne ihre Ältern oder sonstige Aufseher immer fällen kann, eine gute Gelegenheit, und glaubt klug zu handeln, wenn er sie benützt, und die Schamhaftigkeit des Mädchens wegraisonirt, durch süße Schmeicheleien und Schwüre dahin bringt, daß sich die Leichtgläubige ihm hingiebt, und ihm das Theuerste, was sie hat, ihre Unschuld, opfert. Der habsüchtige Beamte, der durch seine Scheinrechtschaffenheit seine kurzsüchtige und leichgläubige Herrschaft täuschet, die ihn, weil sie ihn für ehrlich und christlich hält, um so freier schalten und walten läßt — denkt: Du mußt nun Pfeifen

schnei-

schneiden weil du im Rohr sitzest; du mußt dir Schätze sammeln, ehe einer kömmt, der vielleicht deine Larve durchschaut, dir selbe herabreißt, und dir die schöne Gelegenheit, dich zu bereichern, entzieht. — Diesem verderblichen Grundsatz zu Folge erlaubt er sich ungerechte Eingriffe in das Eigenthum seiner Herrschaft, die er durch verschiedene Amtskniffe zu verbergen weiß — saugt die armen Unterthanen aus; verkauft die Gerechtigkeit — und sammelt sich durch unerlaubte Mittel Geld, worauf die Hölle ihren Stempel gepräget hat.

Der Kaufmann hat einen dummen und unverständigen, aber vermögenden Käufer vor sich, und denkt: Nun glühet das Eisen; nun mußt du schmieden; du mußt seine Dummheit benützen: nun streicht er ihm die Waare weit vornehmer und besser heraus, als sie in sich ist, fodert einen ungeheuern Profit, und streicht ihn auch ohne Bedenken ein. Doch wer könnte sie alle herzählen die Fälle, wo Menschen jede Gelegenheit benützen, etwas Böses zu thun, was sie nach ihrem verdorbenen Sinn für etwas Gutes halten? Die Selbstbetrogenen! Möchte doch die Sprache ihrer verdorbenen Lüste jene der Vernunft und der Religion bei ihnen nicht übertäuben! sie müßten es dann fühlen, daß sie Böses und nicht Gutes thun — sie würden es einsehen, daß sie nicht klug, sondern unklug handeln; daß sie eine augenblickliche Wollust, ein irdisches hinfälliges Gut mit dem Verlust ihres guten Gewissens und der eige-

nen Seligkeit erkaufen. Wo nicht früher, doch gewiß am Rande des Grabes wird die Binde von ihren Augen fallen, die ihnen die betrügerische Sünde angeleget hat — da werden sie manches, was sie im Taumel der Sinnlichkeit für gut hielten, und mit lachendem Munde begiengen, verfluchen — Da werden sie die Thorheit zu spät bereuen, da sie nun Güter verlassen müssen, um die sie die Ruhe ihrer Seele und ihre Seligkeit hingegeben haben. Möchte doch in der Seele dieser Unglücklichen, so oft ihnen die Sünde winkt und ihnen eine Gelegenheit darbietet, ein Erdengut mit dem Verlust ihrer Tugend zu erkaufen, diese Stimme der Religion wiederhallen: Was hätte ein Mensch für einen Vortheil, wenn er die ganze Welt gewönne, und darüber an seiner Seele Schaden litte? Oder was kann der Mensch geben, seine Seele wieder zu lösen? Matth. 16, 26.

## X.

## Mit Wein, Weibern und Pfaffen habe nichts zu schaffen.

Es muß jedem Verständigen, Vorurtheilfreyen und Unpartheyischen sogleich einleuchten, daß dieses

Sprich-

Sprichwort nicht absolut zu nehmen sey. — So wenig der Genuß des Weines geradezu mit Grund kann verboten oder widerrathen werden; eben so wenig kann man es gerade zur Klugheitsregel, oder zum Sittengesetze machen, daß man mit Weibern und Pfaffen gar keinen Umgang haben soll.

Wir wollen jedes dieser drei Dinge einzeln nehmen und betrachten. Der Wein ist unstreitig eine edle Gabe des Schöpfers. Aus welchem Grunde dürfte man ihn nun schlechterdings für unerlaubt erklären? Die Therapevten waren es, die den Genuß des Weines für unerlaubt hielten; aber Sirach widerspricht ihrer abergläubischen Philosophie in den stärksten Ausdrücken, und sagt: Der Wein hat für Menschen gleichen Werth mit dem Leben, wenn man ihn mäßig trinkt. Was wäre ein Leben ohne Wein? Er ward zur Freude des Menschen erschaffen. Herzenslust und Seelenfreude gibt der Wein, zu seiner Zeit mäßig getrunken. Sir. 31, 27. 28. Er stärkt den Körper, — wenn er mäßig und nach der Vorschrift des Arztes getrunken wird. Darum schreibt Paulus an seinen Schüler Timotheus: Künftig trink nicht bloß Wasser, sondern ein wenig Weins, zur Stärkung deines Magens, und wegen deiner öftern Unpäßlichkeiten. I. Timoth. 5, 23. Er heitert den Geist auf; darum will auch Salomo, daß man starkes Getränk dem,

der in Unglück geräth, und Wein dem Traurigen gebe; damit sie trinken und ihre Armuth vergessen, und ihres Kummers nicht mehr gedenken. Sprichw. 31, 6. 7. Der Wein bringt die wohlthätige Wirkung hervor, daß er den Kummer des Herzens verscheucht, und fröhliche Menschen macht; darum singt auch David: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Ps. 103, 15. Auch ein Dichter der grauen Vorzeit sagte vom Weine: Du entrunzelst die Stirn des steifen Rathmanns, und erfreut durch dich, Lyäus, wird der Geheimnißvolle vertraut. Luc. Lib. 3.

Wenn nun der Schöpfer den Wein aus wohlthätigen Absichten für den Menschen erschuf, wer darf es wagen, dessen Genuß geradezu für unerlaubt zu erklären?

Ein anderes ist ein unmäßiger Genuß desselben; der ist allerdings unerlaubt und schädlich, weil er für Geist und Körper die schädlichsten Wirkungen hervorbringt. Darum sagt auch Sirach: Gift fürs Leben ist der Wein, mit Übermaaß, bey Hader und Beleidigung getrunken. Sir. 31, 29. Der Trunkenbold verkürzt sich das Leben; und das um so mehr, wenn Hader und beleidigende Wortwechsel bei Saufgelagen erregt werden. Denn auf diese Art stürmen Zornhitze und Weinhitze mit vereinten Kräften auf die Gesundheit des Säufers los. Merkwürdig ist das Urtheil des

scythi-

scythischen Philosophen Anacharsis bei Laert. Lib. 1. das er von dem unmäßigen Genusse des Weins fällte; er pflegte zu sagen: Der Weinstock trägt dreyerley Trauben: 1. die Traube der Wollust; 2. die Traube der Berauschung; 3. die Traube des Verdrusses, oder der Reue. Und er hatte Recht. Ein unmäßiger Genuß des Weins erhitzt das Geblüt; er rollt schnell durch die Adern; er erweckt sinnliche Lüste. Darum zählt auch Sirach unter die Wirkungen eines unmäßigen Genusses des Weins diese: Deine Augen werden nach fremden Weibern sehen. Sprichw. 23, 33. Unmäßiger Genuß des Weins hat auch die Beraubung des freyen Gebrauchs der Vernunft zur Folge. Man pflegt zu sagen: Wo der Wein hinein geht, geht der Verstand hinaus. Und ist man einmal seines Verstandes nicht mehr mächtig, dann erlaubt man sich leicht eine Handlung, deren man sich sein ganzes Leben hindurch schämen muß, und deren schmerzhaftes Andenken an der Wurzel unsers Lebens nagt.

Wenn also das angeführte Sprichwort sagt: wir sollen mit dem Wein nichts zu schaffen haben; so will es uns nur vor einem unmäßigen, aber nicht dem gänzlichen Genuß desselben gewarnt haben.

Eben so will es uns nur einen schädlichen und verbothenen, aber nicht allen Umgang mit Weibspersonen untersagen.

Wie

Wie könnte es das letztere auch mit Vernunft wollen, da die Weibspersonen für die Mannspersonen geschaffen, und nach der Absicht des Schöpfers zu Gehülfinnen der Männer bestimmt sind? Nicht jeder Umgang mit jedem Frauenzimmer ist schädlich und verbothen; vielmehr bürgt die Erfahrung dafür, daß Frauenzimmer sehr viel zur Bildung der Mannspersonen beitragen können. Der gelehrte Herr Campe sagt in seinem Theophron, wenn er von dem Umgange mit Frauenzimmern redet: „Zum Unglück ist kein anderes Mittel vorhanden, Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß zu erlangen, als gerade dieses einzige, sich in die Schule dieser gefährlichen Lehrmeisterinnen zu begeben. Denn sie sind es, und nur sie allein, welche das Höckerichte in unsern äußerlichen Sitten abzuhobeln, das Rauhe zu glätten, und unserm ganzen Wesen denjenigen Weltfirniß anzustreichen wissen, ohne welchen die liebenswürdigsten Tugenden verkannt, die größten Verdienste vernachlässiget werden. Sie sind es, durch welche wir mit unserm eigenen Geschlechte, fast möcht' ich sagen, mit uns selbst, erst bekannt werden, weil sie sowohl mehr Interesse dabey haben, sich in die verschlossenen Männerherzen einzuschleichen, als auch mehr Gelegenheit und mehr natürliche Geschicklichkeit dazu. Sie sind es endlich, welche sich das Monopolium des Lobes und des Tadels, des guten und bösen Rufes in der Gesellschaft angemaßt haben, und es dergestalt auszuüben wissen, daß unser guter Name mit dem Grade ihres

Bei-

Beifalls allezeit im genauesten Verhältniß steht."
Man kann also der Frauenzimmer im Ganzen nun einmal nicht entbehren — man kann und muß mit ihnen umgehen; nur kömmt es dabey hauptsächlich darauf an, daß wir mit keinen andern Frauenzimmern jemals in gesellschaftliche Verbindung gerathen, als mit solchen, welche im strengsten Verstande ehrliebend, sittsam und durchaus von unbescholtenem Rufe sind.

Aber verabscheuen sollen wir jene schamlosen, frechen und unverschämten Dirnen und Weiber, welche in ihren Blicken, Mienen, Anzuge, Reden und Handlungen das Schild der Unzucht aushängen, und wohl gar so weit gehen, es recht geflissentlich darauf anzulegen, der Unschuld tausend verführerische Fallstricke zu legen, um sie ins Verderben zu ziehen. Eine lasterhafte Vertraulichkeit mit solchen Schandflecken der Menschheit zerrüttet Geist und Körper der unglücklichen Schlachtopfer der Wollust. Man höre nur hierüber den weisen Sirach reden. „Wein und Weiber bringen zum Abfall, (so hat die thörichte Weiberliebe den Salomo zum Abfall von der Religion, und zum Götzendienst verleitet; 1. Kön. 11, 4.) und wer sich an Huren hängt, ist noch ein größerer Waghals. Motten und Würmer erben ihn, und der Waghals wird vom Tode weggeraffet." Sir. 19, 23. (Wer mit Lustdirnen sich abgiebt, der wagt seine Kräfte, seine Gesundheit und sein Leben. Er wird durch einen frühzeitigen Tod ein Raub der Mot-

ten

ten und Würmer.) Darum giebt Salomo diese weise und wohlmeinende Lehre, die sich besonders Jünglinge recht tief in ihr Herz schreiben sollten: „Honigsüß triefts von den Lippen des fremden Weibes, und glätter, als Öl, ist ihre Kehle — (sie ist voll verführerischer Schmeicheleyen). Am Ende aber ists bitter, wie Wermuth, scharf, wie ein zweyschneidiges Schwert — (versetzt tiefe, unheilbare Wunden). Ihre Füße führen zum Tode; ihre Schritte eilen fort ins Todtenreich — ihre bösen Handlungen stürzen in zeitliches und ewiges Verderben. Halte ihren Weg ja nicht für den Lebensweg; ihre Schritte wanken hin und her, sind unbekannt — (auf einem unbekannten Weg ist es gefährlich zu reisen). Nun denn, meine Kinder, hört mir zu, weicht nicht von meinen Lehren! halte fern deinen Weg von ihr, und nahe dich nicht der Thüre ihres Hauses, damit du nicht andern deinen Ruhm (deine Lebenskraft) preisgebest, und deine Jahre dem Grausamen; damit nicht fremde sich von deinen Kräften sättigen, und deine saure Mühe nicht komme in der Fremden Haus (damit nicht fremde Menschen, die sonst keinen Anspruch auf dein Habe machen könnten, das verzehren, was du im Schweiße deines Angesichts erworben hast); damit du nicht am Ende weh-

klagen mußt, wenn dein Leib und Fleiß verzehrt ist, (d. i. wenn du die Stärke und Gesundheit deines Lebens durch wollüstige Ausschweifungen verloren hast, — und sprechest: Wie habe ich doch die Zucht gehaßt! wie hat mein Herz Zurechtweisung verachtet! Ich hörte nicht auf meiner Lehrer Stimme, hörte nicht zu denen, die mich unterwiesen. Beinahe traf mich alle Schande, bei dem Volke und den Obern, (ich diente allen zu einem kläglichen und traurigen Beispiel). 5, 3 — 14. Mit Weibspersonen, die uns so unglücklich machen, sollen wir freylich nichts zu schaffen haben.

Was die Pfaffen betrifft, vor welchen das Sprichwort warnt, so scheint es, daß dieses Wort nur des Reims wegen im Sprichwort da steht; denn jeder Verständige wird sogleich einsehen, daß hier nur bösartige Pfaffen, nicht aber alle Geistliche können verstanden werden. Und bösartige Menschen soll man fliehen, sie mögen Geistliche oder Laien seyn.

Der geistliche Stand hat freylich auch so, wie jeder andere, seine Auswürflinge, und die Geschichte hat gräßliche Beispiele von tückischen und boshaften Geistlichen aufzuweisen, die ihren Stand entweihet, und die Menschheit geschändet haben. Giebt es nun hie und da noch einen oder mehrere solcher pflichtvergessenen Geistlichen, so fodert freylich die Klugheit,

heit, daß wir uns mit ihnen, so wie mit jedem gefährlichen Menschen auch aus den Laien, nichts zu schaffen machen. Der würde aber doch wohl seinen Kopf und sein Herz beschimpfen, der es behaupten wollte, daß man sich mit keinem Geistlichen zu schaffen machen soll. Gab es gleich unter den Geistlichen böse und gefährliche Menschen, folgt denn daraus, daß der ganze Stand bös und gefährlich sey; daß man mit keinem Geistlichen in nähere Verbindung treten dürfe, wenn man nicht unglücklich werden will? Soll man darum einen ganzen Stand verachten und fliehen, weil einige Glieder desselben ihre Pflichten vergaßen, und der menschlichen Gesellschaft gefährlich wurden? Welchen Stand wäre man da nicht berechtiget zu verachten und zu fliehen? Gab es nicht Fürsten, die ihr Diadem entweihten, und eine Geissel der Völker waren? Schlug nicht oft ein Schurkenherz auch unter einem Ordensband? Gab es nicht auch Schurken in der Uniform? Sind denn darum alle Fürsten und Große gefährliche Leute, mit denen sich keiner was zu schaffen machen soll? Und so kann man ja auch fragen: Ist darum der ganze geistliche Stand als gefährlich anzusehen, und der Umgang mit jedem einzelnen Individuum desselben zu vermeiden, weil einige aus ihnen böse und gefährlich waren? Waren darum die übrigen eilf Apostel gefährliche Leute, weil Iskarioth ein Verräther war? Sind die Geistlichen nicht von Gott dazu bestimmt, Wahrheit und

Tugend zu verbreiten? Tragen sie nicht das Meiste zur Aufrechthaltung des Thrones und des Altars bey? Und mit solchen ehrwürdigen Personen sollte man durchaus nichts zu schaffen haben? Doch ich will ja dem geistlichen Stande keine Apologie schreiben. Sie wäre hier auch überflüssig. Ächte Verehrer der Religion werden die Geistlichen nicht als gefährliche Menschen fliehen; und mit Verächtern der Religion, die eben darum, weil sie das sind, auch die Diener dieser verhaßten Religion als gefährliche Menschen verschreien, habe ich nichts zu reden.

## XI.

### Nichts mit Gewalt, alles mit Liebe.

Der wahre und eigentliche Sinn dieses Sprichwortes ist der: daß mit Liebe meistens mehr auszurichten sey, als mit Gewalt.

Die Erfahrung bürgt für die Wahrheit dieses Sprichwortes. Richten wir nur, um uns hievon zu überzeugen, unser Augenmerk gleich auf die Kindererziehung. Welcher verständige und menschenfreundliche Pädagog wird nicht eine sanfte und liebevolle Lehrmethode in Schulen einer strengen und polternden vorziehen? Wie empört es einen verständigen

und

und guten Menschen, wenn er in Schulen nichts, als Schreyen der Kinder unter Schlägen, hört, und nichts als zorntrunkene Lehrer sieht! Eine vortreffliche Art, den zarten und furchtsamen Seelen der Kinder Lust zum Lernen einzuflößen, wenn sie der Lehrer mit der fürchterlichen Kupfernase mit der Ruthe in der Hand dazu antreiben will! Sollte man nicht die Schulstube lieber mit Blumen bestreuen, als mit Fasern von blutigen Birken? Ein Lehrer, der die Kinder mit weiser Liebe an sich zieht, wird es in seinem Amte immer weiter bringen, als der Schuldespot. Daß Ältern so viel über die Herzen ihrer Kinder vermögen, läßt sich hauptsächlich aus der natürlichen Liebe und Zuneigung der Kinder gegen ihre Ältern erklären. Aber diese natürliche Liebe und Zuneigung der Kinder kann durch eine übertriebene Strenge leicht erstickt werden; darum giebt auch der Apostel den Ältern diese Warnung: Ihr Väter, macht eure Kinder durch unzeitige Strenge nicht schlimmer, sondern gebt ihnen Unterricht und eine christliche Erziehung. Ephes. 6, 4. Bringen sich Ältern durch übertriebene Strenge einmal um die Liebe und die Zuneigung ihrer Kinder, dann ist es um die gute Erziehung geschehen. — Durch Strenge und Strafen werden sie bei ihren Kindern nichts anders bewirken, als eine sklavische Furcht; und diese macht Kinder zu Heuchlern. — Sie werden die Befehle der Ältern nur so lange befolgen, als sie unter ihren Augen wan-

deln und Strafe fürchten; können sie ungestraft sündigen, werden sie es mit einer gewissen Freude thun, weil es ihnen wohlthut, die harten Ältern hintergehen zu können.

Die Kinder werden über dieß bei einer allzu großen Strenge stöckisch und menschenscheu, und anhaltende Härte macht sie nur unbiegsamer und halsstärriger — am Ende werden sie schlägefaul — und denken oder sagen bei der strengsten Züchtigung: Ich thu es doch nicht, was meine harten Ältern von mir haben wollen! Werden aber die Kinder liebevoll behandelt; geben Ältern jener Liebe, die der Schöpfer schon in die Herzen ihrer Kinder geleget hat, durch ein sanftmüthiges und liebevolles Betragen immer mehr Nahrung — dann haben sie die jungen Herzen in ihren Händen; sie können daraus bilden, was sie wollen. Dann wird jeder Befehl, jeder Wink der Ältern den Kindern heilig seyn; wenn sie den guten Ältern etwas an den Augen abmerken können, werden sie es thun; sie werden im Gehorsam wetteifern, und eines wird es dem andern darin zuvorthun wollen.

Nicht nur die Erziehung der Kinder, sondern auch die übrige Regierung im Hause hat beseligendere Folgen, wenn der Gatte und der Hausvater mit Liebe regiert. Ein Weib müßte schon eine sehr verwilderte Seele haben, wenn sie die Anordnungen ihres Mannes, die er mit Weisheit und Liebe giebt, nicht respektiren sollte. — Das Gesinde geht mit Freuden

an

an die Arbeit, wenn der Hausvater sie nicht mit Hitze und Ungestüm, sondern mit Liebe behandelt, und es nie vergißt, daß auch Dienstbothen seine Brüder und seine Schwestern sind, die mit ihm einen gemeinschaftlichen Vater im Himmel haben. Ephes. 6, 9. Wenn aus seinen Anordnungen immer Weisheit und Liebe hervor leuchtet; wenn es die Untergebenen gestehen müssen, daß sie keinen bessern und gütigern Herrn hätten bekommen können, dann gewinnt die Wirthschaft gewiß dabei, so wie sie durch das Gegentheil verlieren muß.

In einem Hause, wo der Herr ein Wüthrich ist, der wie ein Löwe umher tobt, da sieht es gewiß um das Hauswesen mißlich aus. Das Weib, das ihren Despoten zwar fürchtet, aber nicht liebt, verliert aus Kränkung alle Lust zu ihren häuslichen Verrichtungen — Das Gesinde, das mit Ungestüm behandelt wird, und seinen Herrn haßt, sucht gewiß nicht mit Ernst dessen Nutzen, arbeitet nur aufs Auge, so lange es die Geissel des Wüthrichs fürchtet, und rechnet sichs zum Vergnügen, wenn es seinen heimlichen Groll verdeckt an ihm ausüben, und ihm schaden kann. Und wie es in einem Hause im Kleinen geht, so geht es in einem ganzen Reiche im Großen. Auch da ist der Fürst und seine Unterthanen glücklicher, wenn beyde das Band der Liebe an einander knüpft. Ein weiser und guter Fürst sucht immer seinen Schatz in den Herzen der Unterthanen — Ist er ein wahrer Landesvater, dann werden seine Unterthanen auch

Kin-

Kinder seyn, und sich freundlich unter sein sanftes Zepter beugen. Ist er aber ein selbstsüchtiger Despot, der seine Unterthanen wie Sklaven behandelt, ihnen unerschwingliche Abgaben auflegt, und, um seine Finanzen zu bereichern, das Land aussaugt, dann ist es kein Wunder, wenn Empörungen entstehen, wenn ein solches uneiniges Reich endlich durch innere Unruhen zerstöret wird. Recht schön und wahr redet über diesen Punkt der Dichter Terenz und sagt: Der irrt sehr, wie ich der Meinung bin, der wähnt, er herrsche sicherer durch Gewalt, als durch die Güte und Milde. Terent. Adelph. Act. 1.

Aus allem diesem leuchtet ein: welch eine wahre und nützliche Lehre das Sprichwort enthält: Nichts mit Gewalt, alles mit Liebe. Jene mißbrauchen aber dieses Sprichwort, die es zur Vertheidigung einer übertriebenen und blinden Liebe anführen. Wenn Ältern aus blinder Liebe ihren Kindern alles durch die Finger sehen, und ihre Untugenden ungeahndet lassen, und sie auch dann nicht züchtigen, wenn liebvolle Vorstellungen und Ermahnungen nicht mehr fruchten, dann ist ihre Liebe sträflich. Soll gleich alles mit Liebe geschehen, so muß doch die Liebe auch vernünftig seyn, und eine vernünftige Liebe schließt eine vernünftige Züchtigung nicht aus. Salomo sagt: Wer die Ruthe spart, haßt seinen Sohn; wer ihn aber liebt, braucht frühzeitig die Zucht. Sprichw. 13, 24. Und

Gott

Gott selbst züchtiget den, den er liebt; er züchtiget jeden Sohn, den er aufnimmt. Heb. 12, 6.

Die Menschen sind nicht alle gleich: der eine läßt sich durch bloße liebevolle Vorstellungen und Ermahnungen lenken; der andere aber ist dagegen taub, und will nichts hören. Dann tritt die Regel ein: Wer nicht will hören, der muß fühlen. Wer bei dem Worte nicht frommen will, muß gezüchtiget werden; aber auch aus unserer Züchtigung muß Liebe hervorleuchten. Der Sträfling muß es uns abmerken, daß uns wehe dabei geschieht, daß er uns in die traurige Nothwendigkeit, ihn zu züchtigen, versezzet hat.

## XII.

### Wo Weiber führen das Regiment,<br>Da nimmt es selten ein gutes End.

Die Wahrheit dieses Sprichwortes gründet sich auf die ausdrückliche Verordnung Gottes, daß das Weib dem Manne unterthan seyn, und er über sie herrschen soll. 1. B. Mos. 3, 16. 1. Timoth. 2, 12. 1. Pet. 3, 2. Wenn nun ein Weib das Regiment mit Gewalt an sich reißt, ihrem Man-

Manne den Gehorsam aufkündiget, und sich auf diese Weise wider die ausdrückliche Verordnung Gottes empört, kann das andere als traurige Folgen haben? Kann das Ende eines solchen angemaßten Regimentes anders als schlecht seyn? Gottes Anordnungen können nicht anders als weise seyn: so wie man sich nun durch Befolgung derselben gewiß glücklich macht, so folgt auch im Gegentheil, daß der gewiß unglücklich wird, der Gottes Anordnungen entgegen handelt. So wie es nun für ein Haus beseligende Folgen haben muß, wenn das Weib nach der Anordnung Gottes sich dem Willen des Mannes ruhig unterwirft; so ist es aber auch gewiß um die häusliche Glückseligkeit geschehen, wenn das Weib die Ordnung umkehrt, wo sie regieren will, und der Mann gehorchen soll. Merket nur einmal genau darauf, wie es in einem Hause steht, wo das Weib dem Mann durch einen Strom von Lästerworten, oder durch boshafte Thränen, die sie immer in Bereitschaft hat, das Regiment abtrotzet; wo alles nach ihrem Kopf gehen, und der arme Mann nur immer unter dem Pantoffel stehen soll. Der entmannte Mann verliert alle Lust zu seinen Berufsarbeiten; er sucht seinen Gram außer dem Hause zu lindern, oder selben am Spieltische, beym vollen Glas, oder gar in den armen lohnsüchtiger Dirnen zu vergessen. Und hat ein so unglückliches Ehepaar Kinder, was soll aus diesen werden? Wie soll da die Kinderzucht gedeihen? Vater und Mutter sollten einstimmig seyn, und nach vernünftigen Grundsätzen

bei der Erziehung zu Werke gehen; wenn aber die rechthaberische und herrschsüchtige Mutter dem Vater alle Augenblicke entgegentrotzet; wenn sie auch den schicklichsten Erziehungsplan des Mannes verwirft, und blos darum verwirft, weil Er und nicht Sie selben entwarf — wenn die Mutter das Gute tadelt, was der Vater von den Kindern fodert — wenn sie im Gegentheil das gut heißt, was der Vater als wirklich schädlich verbietet: dann werden ja die Kinder irre gemacht; sie wissen nicht, wer Koch oder Kellner ist, wissen nicht, was sie thun oder lassen, wissen nicht, wem sie gehorchen oder nicht gehorchen sollen — Und die ewigen Fehden, die sie unter ihren Ältern wahrnehmen, können ja unmöglich einen andern als schädlichen Einfluß auf ihre jungen Seelen haben. Unterliegt endlich gar der gekränkte Mann seinem Gram, wird das herrschsüchtige Weib Wittwe — wer wird einem so bekannten Plaggeist die Hand zur zweyten Ehe biethen? Wo soll sie Trost in den Leiden hernehmen, die öfters mit dem Wittwenstande verbunden sind? Welche Vorwürfe müssen ihr die Kinder machen, daß sie ihnen einen guten Vater durch ihre Kränkungen geraubt hat! Wird sie nicht ein sehr unzufriedenes und mißmuthiges Leben führen müssen, weil sie als eine Person, die die Rechte des Mannes geplündert hat, überall verabscheuet wird? Das Sprichwort hat also Recht: Weiberregiment nimmt selten ein gutes End. Und diese Wahrheit sollte jedes Weib reif überdenken, wenn

sie von dem Geiste der Herrschsucht angefochten wird. Aber eben dieses Sprichwort wird von Männern leicht gemißbrauchet: sie dehnen unter dem Vorwand desselben ihre Obergewalt im Hause zu weit aus; wollen gar keine vernünftige Vorstellungen vom Weibe im Betreff der Hausregierung annehmen — sie soll nur blindlings folgen, und seine Anordnungen respektiren, wenn sie auch wirklich an sich noch so dumm, unüberlegt, und dem Hauswesen nachtheilig wären — Sie halten es für eine Verletzung ihrer Hausmajestät, wenn sie vernünftige Vorstellungen ihrer Weiber anhören oder gar annehmen möchten. Kurz, sie fodern durchaus unbedingten und blinden Gehorsam von ihnen. Kann aber Gott dem Mann ein so unumschränktes Regiment über das Weib eingeräumet haben? Gab er ihm denn das Weib zur Sklavinn, oder zur Gehülfinn? Wenn der Mann in allen Dingen blinden Gehorsam fodert, und jede auch noch so gelassene und vernünftige Vorstellung seines Weibes mit Drohungen oder Mißhandlungen ahndet, so ist er nicht Herr, sondern Despot; sein Weib nicht seine Gattinn und Gehülfinn, sondern seine Sklavinn — was sie aber doch nach der Absicht des Schöpfers nicht seyn soll. Will der Mann in seinem Hausregiment und in allen Dingen blinden Gehorsam fodern, so muß er unfehlbar seyn — so muß er immer die besten und unverbesserlichsten Anordnungen im Hause zu treffen wissen. Welcher Mann kann sich aber dieser Unfehlbarkeit rühmen? Kann es nicht

seyn, daß in diesem oder jenem Punkte sein Weib wirklich heller sieht, und richtiger denkt? so wie es wirklich ausgemacht ist, daß Weiber in vielen Stücken, die zum Hauswesen gehören, bessere und gründlichere Einsichten, als die Männer, haben.

Und ist es etwa entehrend für den Mann, wenn er die Meinung seines Weibes prüft, und wenn er sie nach einer unpartheyischen Prüfung vortheilhafter, als die seinige, findet, und selbe annimmt? Verräth er nicht einen dummen Stolz, wenn er jeden guten Rath seines Weibes ohne Prüfung blos darum geradezu verwirft, weil es der Rath seines Weibes ist? Gott, der dem Manne zwar die Herrschaft über das Weib eingeräumet hat, will aber auch, daß der Mann seine Frau so regiere, wie Christus seine Braut die Kirche regiert, das heißt: mit Weisheit und Liebe. Heißt das aber die Frau mit Weisheit und Liebe regieren, wenn man sie despotisirt? wenn er sich die Alleinherrschaft anmaßet, und sich für den Mittelpunkt in der Regierung hält, auf den sich alles konzentrirt; wenn er sich sowohl beim Heerde, als am Putztische die entscheidende Stimme vorbehält — wenn er den triftigsten Gründen des Weibes gewöhnlich die dummstolze Sentenz entgegen setzt: „Ich bin Herr im Hause; ich will es einmal nicht anders haben;" wenn er sie gegen ihre Überzeugung zu handeln zwingt; wenn sein Wille stets hinreichend seyn soll, den Mangel der Gründe zu ersetzen? — Kann eine so despotische Behanldung gegenseitige Achtung und Liebe befördern,

und häusliche Glückseligkeit fester gründen? Kann das Weib den Mann glücklich machen, wenn sie selbst durch ihn unglücklich ist? Dürfen wir uns wundern, wenn, bei einer solchen tyrannischen Behandlung der Weiber, aus ihnen das wird, was der große Pope so fürchterlich treffend geschildert hat:

Eine Jugend voll thörichter Freuden, ein Alter am Spieltisch verlebt;
Unnütze Schönheit und zwecklose Ränke;
Jung ohne Liebe, und alt ohne Freundschaft;
Ein Geck ihr Wunsch, ein Dummkopf ihr Loos;
Lächerlich im Leben, und vergessen im Tode?

Aus diesem allem erhellet, daß man auf die Frage: wem in der Ehe die Herrschaft gebühre, am richtigsten antworten könne: der Vernunft. Diese sollte wenigstens überall herrschen, obgleich, leider, die Klugheit sie oft vom Throne stürzt; nicht der Vernünftigste, wohl aber der Klügste herrscht überall. So viel fodert die Vernunft, daß die Herrschaft in der Ehe auf republikanische Grundsätze müsse zurückgeführet werden. Der Mann soll von dem ihm zustehenden Recht, Herr im Hause zu seyn, nur behutsamen und vorsichtigen Gebrauch machen, und sich hüten, die Saiten nicht zu hoch zu spannen, damit sie die Harmonie nicht stören oder wohl gar springen mögen. Und das kann am besten geschehen, wenn er bei allem, was er in der häuslichen Einrichtung für nothwendig und gut hält, sein Weib zu Rathe zieht, und ihren gegründeten Vorschlägen Gehör giebt.

Das Weib aber soll es nie vergessen, daß der Mann immer Oberhaupt der Familie, Freund, Rathgeber und Vorsteher der Seinigen bleibt, und in der Stunde, wo sie ihm die Hand zur Vermählung reichte, erkannte sie stillschweigend seine Obergewalt an, und gab sich ihm zum Eigenthum hin. Sie, die die Natur schwächer, als den Mann, machte, muß auch bescheidener und geschmeidiger seyn, als dieser, und von ihm abhängig bleiben. Aber wie — dürfte man hier fragen — wenn nun das Weib wirklich klüger, als der Mann, wäre, dürfte sie auch das Haus nicht regieren? Das Haus wohl, aber nicht den Mann; wenigstens muß es ein bescheidener und demuthsvoller Sinn — die Krone des weiblichen Charakters — bei ihrer Hausregierung dahin bringen, daß sie es keinem, selbst dem Mann nicht merken läßt, daß sie es regiert.

Überhaupt weiß ich über die Herrschaft in der Ehe nichts Gründlicheres und Pünktlicheres zu sagen, als was die vortreffliche Frau v. Berlepsch im deutschen Merkur 1791 gesagt hat: „Vielleicht — (sagt sie) liegt „darin der Talisman zum ehelichen Glück, immer den „andern glauben zu lassen, er sey zu nichts verbunden; „er handle aus freyer Willkühr, oder nur aus Gesez-„zen allgemeiner Nothwendigkeit. Wahre Tugend „und Liebe haben, wie alles Gute und Schöne, ihr „Wesen einzig in edler Freiheit; oder es sind Hirnge-„spinste einer Compendienmoral. Kein Stand, keine „Verfassung der Welt kann diese ewigen Naturgesetze „umstoßen. Ordnung ist nicht Unterwürfigkeit; phy-

„sische

„sische Einrichtungen in der Natur verlangen physischen „Gehorsam. Das Weib, das sich und ihre Kinder „nicht ernähren und forthelfen kann, muß freilich vom „Mann abhängen; und Regeln, die Ordnung und „Wohlseyn festsetzen, muß keine Willkühr erweitern. „Aber die reineren Begriffe dieser Naturordnung sind „vielleicht jetzt das einzige Mittel, dem Ehestande Glück „und Würde wieder zu geben. Ich sage: jetzt, weil „mit der Einfalt alter Sitten mancher stillschweigende „Vertrag, manche zur Gewohnheit gewordene Tugend „verlohren gieng. Der Luxus hat Trennungen verur„sacht, hat jedem Theile sein eigenes Ich deutlicher „fühlen gelehrt. Die Frau ist nicht mehr blos Haus„hälterin des Mannes und Gebährerin seiner Kinder; „sie ist auch Erzieherin, ist auch Theilnehmerin seiner „oft sehr verwickelten Verhältnisse, und hat ihre eigene „zuweilen nicht unwichtige Rolle im gesellschaftlichen „Leben zu behaupten. Soll sie nun behutsam und „selbstständig handeln, so muß sie frei und eigenthüm„lich denken können, also nicht Maschine seyn, die nur „vom Willen des Mannes abhängt. In allem, was „nicht Beziehung hat auf seinen Glücksumstand, sei„ne Ehre und seiner Kinder Wohl, muß er sich kein „Herrscherrecht anmaßen. Daß er dieses nicht darf, „muß die Frau wissen; muß wissen, daß sie, auf ihre „eigene Vernunft gestützt, manchen rauhen, steilen oder „gleitenden Pfad zu gehen hat. Wenn sie dieses weiß, „wird sie ihren Verstand zu bilden, ihre Beurthei„lungskraft zu schärfen und ihren Charakter zu stär-

„ken suchen, und dadurch werden die consonen „Töne hervorgebracht werden, welche eine reinere und „daurendere Harmonie, als unisone, geben. Sollte „jedoch das Übergewicht durchaus auf einer Seite „seyn müssen, so sey es ja, um aller Grazien und Frie„densgötter willen, auf Seiten des Mannes! Nie „müsse es der Frau einfallen, sich in seine Geschäfte zu „mischen, Einfluß darauf haben zu wollen, ihm eine „Lebensweise vorzuschreiben, und eine Wichtigkeitsrol„le im Hause zu spielen. — Diese Albernheit, worein „die Weiber oft aus falschem Thätigkeitstrieb verfal„len, macht beide Theile lächerlich, und benimmt dem „Manne das Ansehen, das er vor der Welt behaup„ten muß."

## XIII.

## Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

Den Trieb nach Glückseligkeit fühlt jeder Mensch, und jeder trachtet, das Ziel der Glückseligkeit zu erreichen; allein die Wege sind verschieden, die sie einschlagen, um zu diesem Ziel zu gelangen: Viele betreten Abwege, die sie immer mehr vom Ziele ab-, und ins Verderben leiten. Sie haschen nach jedem

Schein

Schein des Guten, lassen das wirkliche Gute liegen, und streben wohl gar nach solchen Dingen, die ihnen zeitlichen und ewigen Schaden bringen müssen.

„Es giebt aber doch Menschen, die heller und weiter als andere sehen; die durch eine längere Erfahrung die guten oder bösen Folgen dieser oder jener Gesinnungen und Handlungen kennen; kurz, die im Stande sind, andern Kurzsichtigen und Unerfahrnen einen guten Rath zu ertheilen, und ihnen zu sagen, was sie thun oder lassen, wie sie hie oder da zu Werk gehen sollen, um Schaden zu verhüten und Gutes zu bewirken. Die Klugheit und unser eigenes Wohl fodern es, daß wir den Rath eines verständigen und erfahrnen Freundes benützen, und einen treuen Gebrauch von selbem machen. Heilig sollen dem unwissenden Kinde die gutgemeynten Ermahnungen seiner Ältern seyn, die es doch besser einsehen können, was dem Kinde nützlich oder schädlich ist. Heilig sollen dem unerfahrnen Jüngling die Lehren der Wahrheit seyn, die er von den Lippen eines weisen Greises hört. Heilig soll einem jeden der gute Rath seyn, den ihm ein verständiger, erfahrner, gutdenkender und religiöser Mensch ertheilet. Ein solcher Rath, eine solche Lehre, eine solche Ermahnung ist Gottes Stimme, der wir unser Herz nicht verschließen sollen. Allein wie viele giebt es nicht, die aus Stolz, Leichtsinn, Eigendünkel, oder aus sonst einer unrühmlichen Ursache jeden guten Rath verschmähen, und lieber der Stimme ihrer bösen Lü-

sie, ihren blinden Trieben, oder ihren verdorbenen Kameraden folgen, und sich dadurch nicht selten einen unersetzlichen Schaden verursachen. Wie manches Mädchen, das die wohlgemeynten Warnungen ihrer guten Mutter verschmähte, und süßen Schmeicheleyen und heuchlerischen Eidschwüren eines verführerischen Wollüstlings ihr Ohr lieh, sitzt nun entehrt und mit Schande gebrandmarkt da; welkt vor Gram im Frühlinge ihres Lebens dahin, und beweint es mit blutigen, aber vergeblichen Thränen, daß sie den guten Rath ihrer sorgfältigen Mutter verschmähet hat! — Wie mancher Jüngling, der einen erfahrnen Rathgeber als einen lästigen Zuchtmeister verabscheute, und dessen Warnungen und Ermahnungen in den Wind schlug, und blindlings dem Trieb seiner thierischen Lüste folgte, altert nun im Frühlinge seines Lebens! seine Säfte sind vergiftet, sein Mark vertrocknet, sein Nervensystem zerrüttet — nun schleicht er wie eine lebendige Leiche umher, und schleppt sich mit einem siechen Körper durch ein Leben, das mehr Last als Wohlthat für ihn ist. Nun hat er es schon mehr als hundertmal bereuet, daß er taub gegen die Stimme jenes warnenden Freundes war, und dessen guten Rath verschmähet hat. So wahr ist das Sprichwort: **Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen**; den Verdorbenen, der Fleiß und Tugend scheuet, zu welchen man ihn durch einen guten Rath anweiset, wird auch die thätigste Hülfe nicht wirklich glücklich machen.

Aber

Aber es ist doch oft Mißbrauch dieses Sprichwortes, wenn man, nachdem man es trotzig ausgesprochen hat, denjenigen sogleich verläßt, der unserm Rath wichtige Gründe entgegen setzt. Es verräth gewöhnlich einen heimlichen Stolz bei dem, der sich gleich dadurch beleidigt fühlt, wenn andere seinen ertheilten Rath nicht blindlings annehmen, sondern ihm Gründe entgegen setzen. Es kömmt ja bei dem guten Rath, den wir einem oder dem andern ertheilen, erst auf die wichtigen Fragen an: Wie ist der gute Rath? und wer ist der Mensch, dem wir ihn geben? Kann ein Rath nicht oft nur von einer Seite gut, von der andern aber nachtheilig seyn? Ist unser Rath absolut, oder nur relativ gut? Läßt er sich von einem jeden mit Nutzen befolgen, oder machen die Lage und die Umstände dessen, dem wir ihn ertheilen, eine Ausnahme, und handelt er im letzteren Falle sträflich und undankbar, wenn er unserm ertheilten Rath gegründete Zweifel entgegen stellet? Und angenommen, daß unser Rath durchgängig anwendbar und gut wäre; haben wir ihn aber dem andern auch so mitgetheilt, daß er ihn als eine Probe unsers Wohlwollens annehmen konnte? Oder haben wir im Diktatortone mit ihm gesprochen, als ob wir ihn blos hofmeistern und ihm nicht freundschaftlich rathen wollten? Haben wir uns nicht vielleicht gar erst beleidigende Ausdrücke gegen ihn erlaubt, ihn erst einen Dummkopf gescholten, oder uns sonst seines Zutrauens unwerth gemacht? Darf es uns wundern,

wenn

wenn er dann unsern Rath nicht gleich annimmt? Vielleicht ist er auch zu schwachköpfig, unsern guten Rath durchzuschauen; vielleicht hägt er gewisse Vorurtheile, die ihm unsern guten Rath verdächtig machen; vielleicht haben wir ihm wirklich die vortheilhaften Folgen, die mit unserm guten Rath verbunden sind, nicht anschaulich genug dargestellt; vielleicht kostet ihm die Befolgung desselben erst Selbstverleugnung; vielleicht muß er erst einen schweren Kampf gegen eine verjährte Gewohnheit bestehen, ehe er unsern Rath befolgen kann — wäre es dann nicht zu hart und unfreundlich, wenn wir ihn gleich mit einem trotzigen: Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen, verließen, ohne einen zweiten oder mehrere Versuche zu machen, ihn zur Annahme und Befolgung unseres guten Rathes zu bewegen? Wem das Wohl seines Bruders recht am Herzen liegt, der wird nicht gleich bei jedem Widerstand, den er bei seinem ertheilten Rath erfahren muß, verdrüßlich und mißmuthig; dieser Widerstand verdoppelt vielmehr seinen Eifer, seinen guten Rath geltend zu machen; er hoffet und wartet auf einen günstigeren Zeitpunkt, studirt um so mehr die Hindernisse aus dem Verstande und dem Herzen des andern wegzuräumen, die der Annahme und Befolgung des guten Rathes im Wege stehen. Und wenn er nun endlich kein Mittel unversucht gelassen hat, und jedes derselben fruchtlos sehen muß, so ist es nicht beleidigter Stolz, sondern ein heiliger Unwille und gekränkte Gü-

te,

te, die ihm vielleicht das Sprichwort abnöthigen: Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Und selbst dann, wenn er sich von dem Widerspänstigen, Hartnäckigen und Unverbesserlichen zurückzieht, zeigt er es noch, wie viel sein Herz dabei leidet, daß sich der Unglückliche nicht rathen, und dem Verderben entreißen ließ.

So handelte Jesus. Wie mancher gute Rath, wie manche segenbringende Lehre hat er nicht den Juden ans Herz gelegt! aber wie oft und wie lange predigte er tauben Ohren! Und doch ließ er sich ihren hartnäckigen Widerstand nicht ermüden; immer wagte er neue Versuche, der Wahrheit Eingang in ihren vorurtheilvollen Verstand und ihr irdisch gesinntes Herz zu verschaffen; selbst der schwärzeste Undank, den sie seinen menschenfreundlichen Bemühungen entgegensetzten, konnte seinen edlen Eifer, sie zu retten, nicht erkalten machen. Als sich nun diese verstockte Nation nicht wollte rathen lassen, und zur Strafe herangereifet war, gieng ihm ihr hartes Schicksal so nahe an sein theilnehmendes Herz, daß sein Schmerz beim Anblick der Stadt Jerusalem, in die er eben seinen feierlichen Einzug halten wollte, unter herabrollenden Thränen in die kläglichen Worte ausbrach: „Ach möchtest du doch jetzt deine Augen öffnen, und das Glück, das dir angeboten wird, zu deiner Rettung ergreifen! Aber ich wünsche vergeblich — Vorurtheile und Leidenschaften haben dich schon verblendet. Du bleibst, wie immer, taub bei meinem guten Rath. Die Zeit

dei-

deiner widrigen Schicksale rückt schon heran; sie sind nicht mehr fern die Tage, da feindliche Armeen dich belagern, und von allen Seiten einschließen werden; sie werden dich dem Erdboden gleich machen, den Stolz deiner Einwohner und seine prächtigen Gebäude in Staub legen, so daß kein Stein auf dem andern bleiben wird. Alles dieses werden die Folgen deiner Verhärtung seyn, weil du die Zeit, da dir die Glückseligkeit dargebothen worden ist, nicht in Acht genommen, sondern unbenützt hast vorbeigehen lassen." (Dir war nicht zu rathen; nun ist dir nicht mehr zu helfen.) Luk. 19, 41 — 44.

So laßt uns unsern Erlöser nachahmen! Lassen auch wir uns nicht gleich verdrossen finden, wenn jemand unserm guten Rath Widerstand leistet! Unternehmen auch wir mehrere Versuche; und wenn uns auch keiner glücken, wenn jemand unsern guten Rath immer verschmähen oder unbefolgt lassen sollte, so wollen wir wenigstens dem Unglücklichen noch unser Mitleid schenken, und ihn Gott empfehlen.

---

# XIV.

## Man kann den Vogel aus den Federn erkennen.

Jesus, der erhabene Menschenfreund, wollte das Volk vor dem Betrug der falschen Lehrer bewahren, die sich durch ihre seltene Kleidungsart und äußerliche Scheinheiligkeit das Ansehen der alten redlichen großen Propheten eines Elias und Elisa gaben, und sich unter dem Schein der sanften Frömmigkeit bei dem Volke einschleichen, und ihre verderblichen Sittenlehren ausstreuen wollten. Um diese Heuchler auch im Schafspelze zu erkennen, gab Jesus dem Volk diese Verhaltungsregel: Gebt nicht auf ihre Kleidung, sondern auf ihren Lebenswandel Acht! Wie man den Baum an seinen Früchten erkennet, so kann man auch diese Volksbetrüger aus ihren Früchten erkennen; beurtheilet ihren sittlichen Werth aus ihren Früchten, und nicht aus ihrem Gewande. Matth. 7. Das Sprichwort: *Man kann den Vogel aus den Federn erkennen*, will nun im wahren Sinn ebendas sagen: *Man kann den Menschen aus seinen Früchten erkennen*: aus seinen Worten und Handlungen läßt sich sein sittlicher Werth oder Unwerth beurtheilen; daraus kann man erkennen, weß Geistes Kind jemand sey.

Man

Man pflegt zu sagen: Von dem das Herz voll ist, geht der Mund über; aus den oft wiederholten Gesprächen läßt sich auf den Stoff schliessen, mit welchem die Seele beschäftiget ist. Hörest du einen Menschen nur immer von den Fehlern der Andern sprechen, um dadurch mehr Schatten auf sein Gemählde zu werfen, damit es um so mehr abstechen soll; so kannst du leicht schließen, daß er ein eigenliebischer Mensch sey. Noch mehr und sicherer läßt sich der Charakter eines Menschen aus dessen Handlungen bestimmen. Allein man würde oft ein falsches Urtheil von Andern fällen, wenn man sie aus einem einzigen Worte, oder aus einer einzigen Handlung beurtheilen wollte. Auch der Rechtschaffene bleibt Mensch, und kann sich bald mit einem Worte verstoßen; oder er kann in einem unglücklichen Zeitpunkt eine Handlung begehen, die er sonst nie begieng, und vielleicht auch nicht mehr begehen wird. So kann im Gegentheil auch der Lasterhafte einmal eine gute Handlung ausüben; aber deswegen ist der Rechtschaffene wegen seines begangenen Fehlers eben so wenig lasterhaft, als der Lasterhafte wegen seiner einzigen guten Handlung schon rechtschaffen und tugendhaft ist. Wie sehr würden wir uns daher irren, wenn wir jenen Rechtschaffenen wegen seines begangenen Fehlers gleich in die Klasse böser Menschen werfen, und den Lasterhaften wegen einer einzigen guten Handlung, die wir gerade an ihm wahrnahmen, in die Zahl der Rechtschaffenen setzen möchten? — Auch wenn man

einen

einen eine Zeitlang rechtschaffen und tugendhaft gesehen hat, muß man ihn deßwegen nicht schon ausgemacht für rechtschaffen und tugendhaft halten; er kann vielleicht in einer immer gleichen Lage gut und rechtschaffen scheinen, was er in einer andern Lage vielleicht nicht seyn würde. Man muß also den Menschen im Glücke und Unglücke, bei öffentlichem Lob und Tadel, im Verhalten gegen Reichere und Ärmere, gegen Höhere und Niedrigere, kurz, in allen Fällen betrachten, und finden wir ihn immer gleich und gut, dann können wir ihn durchaus für rechtschaffen und tugendhaft halten. So kann man den Menschen aus seinen Früchten erkennen; und wenn man das mit dem angeführten Sprichwort sagen will, so kommt es selbst mit dem Ausspruch Jesu überein, und verdient zu unsrer Verhaltungsregel gemacht zuwerden.

Will man aber mit dem: Man kann den Vogel aus den Federn erkennen, so viel sagen: man kann den Menschen gleich aus seinen Gesichtszügen, Mienen, kurz, von seiner Aussenseite erkennen, wie er beschaffen sey, so ist das eine trügliche Regel, die sehr viel Unheil stiften kann.

Wer blos von der Aussenseite auf den Werth oder Unwerth des Kopfes und Herzens eines andern schließt, der wird sich oft in seinem Urtheil irren: er wird den Gelehrten für ungelehrt, den Ungelehrten für gelehrt, den Guten für böse, und den Bösen für gut halten. Den Mann mit der finstern Miene hältst du

du für einen Menschenfeind, und er besitzt das wohlthätigste Herz; dieser mürrische Wohlthäter gleicht den finstern Wolken, die den Feldern mit Jammer drohen, und sie mit erquickenden Regenströmen befeuchten. Den andern, der die Freundlichkeit selbst zu seyn scheint, hältst du für einen sanften Menschenfreund, und er ist gerade der verschmitzteste und gefährlichste Heuchler, an dem es eintrifft, was der große Menschenkenner Shakespear sagt: Man kann lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke seyn. Dieser Mann redet in Gesellschaften wenig — und du schließest daraus, daß es ihm an Belesenheit und Kenntnissen fehle; und jenen, der immer das Wort führt, über jeden Gegenstand raisonirt, und mit der Miene der Unfehlbarkeit entscheidet, hältst du für einen gelehrten Mann. Und doch hast du von beiden falsch geurtheilet: der Erste ist gerade ein tief denkender Kopf, der aber seine Gelehrtheit nicht zur Schau herumträgt, und der Andere ist ein Scheingelehrter, und ein Mann ohne reelle Kenntnisse, von dem man mit Grund sagen kann: Leere Fässer tönen am meisten.

Es macht unserm Kopf und Herzen wenig Ehre, wenn wir blos von der Aussenseite eines Menschen auf der Werth und Unwerth seines Kopfs und Herzens schliessen; und doch ist diese Beurtheilungsmethode sehr im Schwung. Hier wird das folgende Gedicht von meinem Lieblingsdichter Gellert nicht am unrechten Orte stehen.

Der

## Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beyden doch so schön?
„Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude.
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen;
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann.

---

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen!
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!

Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

---

Nicht anders! noch immer beurtheilen viele den Mann nach dem Kleid, aus der Miene, aus den Gesichtszügen, aus dem Gange und andern unzuverlässigen Dingen. Es ist zwar das Auge des Menschen gewöhnlich der Spiegel seiner Seele, und die Mienen sind ein Abdruck seiner Neigungen. Pred. 13, 25. Der Schöpfer hat jedem Menschen etwas Auffallendes, Eigenes und Merkwürdiges ins Gesicht gelegt, und dessen Lineamenten eine solche Zeichnung, Richtung und Abdruck gegeben, vermöge welcher Kennzeichen sich die verborgenen Eigenschaften der Seele errathen lassen, und eine genaue Kenntniß der Physiognomie ist dem gewiß sehr zuträglich, der die Seele dieses oder jenes Menschen studiren will. Selbst Sirach sagt: Aus dem Blicke erkennt man den Mann, und aus dem Gesichte erkennt man den Klugen. Die Kleidung der Menschen, das Lachen der Zähne und sein Gang zeigen, was an ihm ist. Sir. 19, 29. 30. Manche Menschen hat die Natur gezeichnet, um ihre Mitmenschen vor ihnen zu warnen, oder sie ihnen zu empfehlen. An ihrem

trüben oder hellen Auge, an ihrer offenen oder verzogenen Stirne, an ihren ruhigen oder verworrenen Gesichtszügen, an ihrem natürlichen oder gezwungenen und zähnebleckenden Lachen; an ihrer reinlichen und sorgfältigen, oder unreinlichen und nachlässigen Kleidung, an ihrem ernsthaften oder hüpfenden Gange erkennt man ihre Ehrlichkeit oder Schalkheit, ihre Dummheit oder ihren Verstand, ihre Untugend oder Sittlichkeit. Daher kommt es, daß manche Leute, die nichts weniger, als die Physiognomie, verstehen, doch bei dem ersten Anblick eines Menschen denken oder sagen: „Dem sieht nichts Gutes zu den Augen heraus," oder: „Der Mensch hat ein ehrliches Gesicht, eine aufrichtige Miene." Indessen hat Sirach diese physiognomischen Regeln nicht für untrüglich ausgegeben, und das sind sie auch nicht. Aus der Physiognomie läßt sichs zwar nicht ganz ohne Grund, aber auch nicht ganz zuverlässig und mit mathematischer Gewißheit auf den Charakter der Seele schließen, wenn man gleich in der Physiognomie ein Lavater wäre; und das schon darum: weil es ausgelernte Bösewichter giebt, welche die Gesichtszüge und Geberden in ihrer Gewalt haben. Solche Menschen sind von dem Scheitel des Haupts bis zur Fußsohle ganz Larve; sie haben es in der Verstellungskunst aufs höchste gebracht: ihr Zorn äußert sich nicht, wie gewöhnlich, durch Schreien, Poltern und Zähneknirrschen, sondern wie sanfte Taubengüte durch Girren und Lächeln:

cheln: ihr Neid verräth sich nicht mehr durch die hagere, blaßgelbe, hohläugige Gestalt, unter der ihn uns sonst die Dichter darstellten; er trägt ganz die Rosenfarbe und die gefälligen Symbole des freudigsten Mitgefühls, der herzlichsten Theilnehmung an Andrer Wohlergehen — ihre Eitelkeit schlägt die Augen nieder; erröthet, gleich der demüthigsten Bescheidenheit, bei jeder Bemerkung ihrer Vorzüge; will es gar nicht dahin kommen lassen, daß sie Vorzüge besitze; spricht hyperbolisch von ihren Unvollkommenheiten und Schwachheiten, um eben so hyperbolische Lobpreisungen ihrer Vollkommenheiten und Tugenden herauszulocken.

Der häusliche Tyrann seines Weibes, seiner Kinder, seiner Hausgenossen scheint auf der Bühne der feinen Gesellschaft der zärtlichste Gatte, der liebreichste Vater, der gütigste und nachsichtsvollste Hausherr unter der Sonne zu seyn, und die häusliche Quälerin ihres Gatten, die eingefleischte Furie in der Küche und im Schlafgemach, tritt mit der sanften Miene einer frommen Dulderin, und mit der überschwenglichen ehelichen Zärtlichkeit einer zweiten Penelope auf. (Campe Theophron 2ter Thl. S. 249.)

Hieraus erhellet, wie unsicher man in dem letztern Sinne des Sprichwortes den Vogel aus den Federn erkennen kann.

---

# XV.

## Leihen macht Freunde, wieder fodern Feinde.

Die Wahrheit dieses Sprichwortes hat, leider, mancher gutherzige Gläubiger schon erfahren. Es giebt muthwillige Schuldenmacher, die borgen, ohne zu wissen, woher und wann sie werden bezahlen können. So viele Komplimente sie machen, so freundlich sie thun, so viel Gegendienste sie versprechen, um die Summe herauszulocken, die sie sich wünschen: so grob, unfreundlich und undienstfertig sind sie dann, wenn der Gläubiger sein Geld zurückbegehrt. Kaum haben sie das erborgte Geld in Händen, so leben sie so flott und vollauf, als ob sie nichts schuldig wären, und Geld im Überflusse hätten. — Wie der Gläubiger sein Geld zurückbekommen wird, dafür mag Er sorgen: sie lassen sich darum kein graues Haar wachsen. Ist nun der Zahlungstermin verstrichen, und der Gläubiger fodert sein vorgeliehenes Geld zurück, da giebt es Ausflüchte der Menge, warum man den Zahlungstermin nicht einhalten könne. Läßt sich der Gläubiger durch solche kahle Ausflüchte, die doch im Grunde nichts anders sagen wollen: als daß sie liederliche Zahler sind, nicht irre machen; dringt er, weil er Ursache zu fürchten hat, endlich gar um sein Vermögen ge-

geprellt zu werden, auf Bezahlung: da geht es aus einem andern Tone, als weiland beim Borgen: nun hören die Komplimente und Freundschaftsversicherungen auf; nun lohnen sie ihm seine Gefälligkeit mit Grobheiten, und feinden ihn aufs empfindlichste an.

Sirach schildert die bösen Schuldner vortrefflich, und sagt: Viele sehen das Darlehn für eine gefundene Sache an, und machen dem, der ihnen half, Verdruß. Mancher küsset, bis er's hat, die Hand, und spricht gar demüthiglich, um von seinem Nachbar Geld zu bekommen. Kommt die bestimmte Zeit, in welcher er's zurückzahlen soll, so zögert er, und giebt verdrießliche Reden, und schützt harte Zeit vor. Könnte er es auch, so bringt er kaum die Hälfte, und rechnet sie als eine gefundene Sache an. Kann er's nicht, so bringt er ihn um sein Geld, wird ohne Ursache sein Feind, bezahlet ihn mit Fluch und Lästerung, und vergilt ihm statt des Lobes mit Schmach. Sir. 29, 4. 5. 6.

Besonders kritisch ist es, einem Großen und Mächtigen zu leihen, dessen Finanzen schon lange nicht mehr hinreichen, auf den großen Fuß leben zu können, wie er doch einmal gewohnt ist. Die liebe Noth macht ihn so herablassend, daß Er, der sonst jeden Unadelichen so betrachtete, als ob jeder ohne

Adels-

Adelsbrief ein Schurke wäre, Cic. de off. Lib. 2., nun auch einen Bürgerlichen, bei dem er ein Kapital wittert, zur Tafel zieht. Macht der Geladene von der hohen Gnade Gebrauch, ist das freundschaftliche Mahl eingenommen, dann rückt der hohe Gastgeber mit seinem Anliegen heraus. Der frappirte Gast, um nicht unhöflich zu seyn, sichert ihm die verlangte Summe zu, und bringt ihm das Geld. Bisher steht alles mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuß. Sind aber vielleicht schon mehrere Zahlungstermine verflossen, ohne daß der Gläubiger sein Geld zurückerhalten hat; macht er nun seine unterthänigste Aufwartung, und fodert sein Geld zurück: dann hat er sich gegen die Etikette versündiget; er muß es hören, daß sein hoher und mächtiger Schuldner ihm seine Macht könne und wolle fühlen lassen, wenn er von seiner impertimenten Foderung nicht abstehen würde. Diese artige Zahlungsmethode muß auch schon zu Sirachs Zeiten Sitte unter dem Großen gewesen seyn; denn er giebt den wohlgemeinten Rath: L e i h e N i e m a n d e n, d e r m ä c h t i g e r i s t, a l s d u; u n d w e n n d u g e l i e h e n h a s t, s o h a l t e s f ü r v e r l o r e n. Sir. 8, 12. Sirach warnt darum, einem, der mächtiger ist, als wir, zu leihen, weil man selten ein Mittel hat, einen Mächtigen zum Zahlen zu zwingen, und weil man oft nicht einmal das Geliehene zurückfodern darf, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen; denn dieses wäre schon eine Beleidigung.

Da

Da man nun mit seinem ausgeliehenen Gelde sowohl bei Hohen als Niedrigen oft übel daran seyn kann, so hat man bei Ausleihung desselben alle Vorsichtigkeit nöthig, und diese Vorsichtigkeit will uns eben das angeführte Sprichwort empfehlen.

Indessen wäre es doch unchristlich, wenn man auch manchem braven Dürftigen, der nichts weniger als ein muthwilliger Schuldenmacher oder schlechter Zahler ist, nicht leihen wollte. Und doch giebt es solche Reiche, die ihren Überfluß lieber todt liegen lassen, als daß sie einem Dürftigen etwas leihen mögen, und sie führen zu ihrer Rechtfertigung eben das Sprichwort an: Leihen macht Freunde, Wiederfodern Feinde. So gewiß du dir einen ehrlichen Schuldner, wenn du ihm in seiner Noth Geld vorstreckest, zum Freund machest, eben so wenig hast du von ihm zu fürchten, daß er, wenn du dein Geld zurückforderst, dein Feind werden wird. Ein braver und ehrlicher Schuldner mahnt sich selbst; er wird das geborgte Geld gewiß gut anwenden, und sobald es seine Umstände zulassen, auch mit Dank zurück geben.

Wie manches Elend kann ein Vermögender dadurch von seinen dürftigen Brüdern abwenden, wenn er ihnen eine gewisse Summe vorstrecket! Und wenn er das nun nicht thut, und die Unglücklichen gehen in ihrem Elende zu Grunde: wird ihn Gott, der ihm Reichthum schenkte, einst nicht deßwegen richten? Nehmen wir den Fall an: ein Handwerker wird durch Unglücksfälle so weit ge-

gebracht, daß er sich keinen Vorrath, keine Anlage zu seinem Gewerb mehr anschaffen kann; er muß darum sein Handwerk liegen lassen, durch das er bisher sich und seine Familie ernährte; er bedarf vielleicht keiner allzu großen Summe, um sich Vorrath und Anlage anschaffen zu können, so wäre ihm und den Seinigen geholfen; ein Reicher wüßte das; er könnte den Unglücklichen helfen, und thut es nicht; die Armen sinken immer in tieferes Elend herab, bis der Tod ihre Leiden endet. Welch ein Gericht wird über den Hartherzigen ergehen! Ein jeder Reiche denke sich an die Stelle eines ehrlichen, arbeitsamen aber dürftigen Mitbruders, der durch eine vorgeliehene vielleicht unbedeutende Summe von seinem Verderben könnte gerettet werden, und frage sein Herz: was er in dieser Lage wünschen würde; und darnach handle er jetzt als Reicher, und thue deßgleichen. Er denke an den Ausspruch Jesu: Wenn ihr nur denjenigen leihet, von denen ihr wieder zu bekommen hoffet; was habt ihr für ein Verdienst? denn auch Lasterhafte leihen einander, damit sie gleichfalls empfangen mögen. Ihr aber sollet euere Feinde lieben, Gutes thun, und leihen, wenn ihr nichts zu hoffen habt. Luk. 6, 35. Freilich müssen wir diese Worte nicht nach den Buchstaben nnd in dem strengen Verstande nehmen, als ob ein jeder verpflichtet wäre, ohne Rücksicht auf sein eigenes Vermögen, oder die Umstände dessen, der ihn bit-

bittet, einem jeden, der ihn bäte, zu geben und zu leihen, er möchte gleich ein noch so liederlicher Mensch seyn, von dem er sein Lebetage nichts wieder hoffen könnte; nein! so was fodert Jesus als ein höchst weiser, verständiger und höchst billig denkender Mann nicht; sondern diese seine Worte verbinden uns nur, den wahren Nothleidenden und Dürftigen nach unserem Vermögen zu unterstützen. Haben wir Überfluß; können wir einem wahren und braven Dürftigen etwas leihen, ohne unser Haus selbst darben zu lassen, so sollen wir es thun. Und träte ja der Fall ein, daß der Unglückliche bei allem Fleiß, bei der möglichsten Sparsamkeit doch nicht zahlen könnte, so haben wir im Grunde doch immer dabei gewonnen; denn der leihet dem Jehova, der sich des Dürftigen erbarmt; der wird es ihm vergelten. Sprichw. 19, 17. Gott sieht das, was man dem Armen thut, als sich selbst gethan an, und wird es, wie ein ihm geliehenes Gut, gleichsam mit Dank ersetzen. Einst, wenn du all dein Kapital am Rande des Grabes wirst zurücklassen müssen, wirst du dort von dem, was du aus Liebe gegen Gott den Dürftigen gabst, hunderfältige Zinsen durch die ganze Ewigkeit ziehen.

Ende des zweiten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hermann, Michael Kajetan, 1756-1835

Einige von den gangbarsten Sprichwörtern näher erläutert und zu Predigten und Katechisationen anwendbar gemacht ; als Anhang zu seinen Predigten

Bd.: 2

Prag (1805)

Hom. 2074 d-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10464209-1